

Hrsg. Ullrich Junker

**Chronik
von
Hirschberg im Riesengebirge**

**von
Georg Bassenge**

© Ullrich Junker
Mörikestr.16
D 88285 Bodnegg
Im Januar 2014

Vorwort

Obwohl selbst kein geborener Hirschberger, hat sich Bürgermeister Georg Bassenge sehr für die Geschichte der Stadt Hirschberg und die Riesengebirgsregion interessiert. In den Jahren 1882 bis 1887 hat Bassenge in der Zeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge“ eine umfangreiche Chronik der Stadt Hirschberg veröffentlicht.



George Bassenge wurde am 25. November 1822 als Sohn des dortigen Landrats,¹ des Rittergutsbesitzers tizrat Bassenge, in Glogau geboren. Sein Vater war ein Nachkomme einer derjenigen Familien, die als „Réfugiés“ (=Flüchtlinge) wegen ihres Glaubens nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes Frankreich verlassen mussten und in Preussen Aufnahme fanden. Nach dem Besuch des Glogauer Gymnasiums studierte er in Halle und Berlin Jura und Cameralia² und wurde dann Auskultator (=Jurist im Vorbereitungsdienst) und Referendar am Appellationsgericht in Glogau. Vorüberge-

hend als Gerichtsassessor in Liegnitz und Lüben tätig, wurde er Kreisrichter in Lüben und später in Lauban, wo er bis 1866 wirkte. Wegen seiner oppositionellen Haltung wurde er gemäßregelt und musste eine Zwangsversetzung nach Tremessen (Provinz Posen) auf sich nehmen. Im Jahr 1868 wurde er zum zweiten Bürgermeister der Stadt Nordhausen gewählt.

Nach dem Weggang des tatkräftigen Bürgermeisters Richard Prüfer im Jahre 1874 wählte man Georg Bassenge zum Bürgermeister des aufstrebenden Hirschberg.

Inzwischen war der Fremdenverkehr im Gebirge immer stärker geworden. Bassenge lag es vor allem am Herzen, durch Wort und Schrift

¹ Bassenge war von 1840-1849 Landrat des Kreises Glogau; vgl. Geschichte der Stadt Glogau und des Glogauer Kreises, von Julius Blaschke, Glogau 1913.

² Kameralwissenschaft – Verwaltung von Herrschaften.

das Riesengebirge noch mehr bekannt zu machen, Wege zu bauen und das Riesengebirge für den Tourismus zu erschließen.

Theodor Donat hatte damals die Gründung eines Riesengebirgsvereins anregt. Und so kam es, dass sich 47 „Prominente“ aus Stadt und Land am 9. Juli 1880 unter Vorsitz Bassenges erstmals zusammenfanden und über die Bildung eines Gebirgsvereins berieten. Und in einer Versammlung am 1. August 1880 erfolgte die endgültige Gründung. In den Zentralvorstand wurden Bassenge, Fiek, Schwahn, Semper, Vieluf und Wäldner gewählt. Die Leitung des Vorstandes übernahm Bassenge, der damit zum ersten Vorsitzenden des Hauptvereins wurde. Der werbenden schriftlichen und mündlichen Tätigkeit Bassenges war es mit zu verdanken, wenn der neue Verein nach einem halben Jahre schon 14 Sektionen mit fast 900 Mitgliedern zählte. Sein Hauptaugenmerk richtete der Verein auf den Ausbau und die Neuanlage der Gebirgswege, mit denen es damals noch sehr schlecht bestellt war.

Für Hirschberg war er bestrebt, diejenigen Einrichtungen zu schaffen, die für ein Gemeinwesen von der Größe und der Lage des damaligen Hirschberg notwendig waren. Seiner persönlichen Initiative ist es zu verdanken, daß die Stadt Hirschberg in den Jahren 1879 bis 1887 für die geplanten Eisenbahnlinien Hirschberg – Schmiedeberg, Hirschberg – Warmbrunn – Petersdorf und Hirschberg – Lähn allein insgesamt 45.000 Mark Beihilfen leistete. Weitere Verdienste Bassenges: Hirschberg wurde Sitz des Landgerichts – Neubau des Gerichtsgebäudes – Bau von zwei Großen Schulgebäuden – große Gewerbeausstellung 1883 – Krankenhaus – Umbau der Jägerkaserne – Schlachthof – Verbesserung der Hirschberger Straßen – Bau einer Gebirgswasserleitung – Kanalisation und viele mehr.

Im Jahre 1888 legte er aufgrund seines Gesundheitszustandes seinen Vorsitz im RGV nieder. Zwei Jahre hat dann Bassenge noch als Bürgermeister gewirkt. Ein schweres nervöses Leiden warf ihn im Frühjahr 1890 aufs Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte. Am 3. Oktober 1890 musste die Stadtverordnetenversammlung seine Pensionierung aussprechen, und bereits vier Wochen später erlöste ihn der Tod von seinen schweren Leiden. Die Stadt Hirschberg und der Riesengebirgsverein hatten ihren besten Mann verloren. Theodor Donat hatte Georg Bassenge noch am 7. November das letzte Geleit gegeben und wenige Tage später verstarb auch Donat am 18. Nov. an einer kurzen tückischen Krankheit. Für den RGV war der Tod dieser beiden hochverdienten Männer ein schwerer Schlag.

Als gedruckte Chroniken der Stadt Hirschberg liegen folgende Bücher vor.

Erle Bach, „Das alte Hirschberg zwischen Handel und Poesie“, Eine 700jährige Stadt im Herzen Europas im Spiegel ihrer Geschichte, Husum Druck- und Verlagsgesellschaft mbH u. Co. KG, Husum, 1992. ISBN 3-88042-619-8.

Alfred Höhne, „Hirschberg im Riesengebirge - ein Heimatbuch“, Verlag: Grenzland-Druckerei Rock & Co., Groß-Denkte / Wolfenbüttel, 1953.

Moritz Friedrich Vogt, „Illustrierte Chronik der Stadt Hirschberg i. Schl., enthaltend eine historisch-topographische Beschreibung derselben seit ihrem muthmaßlichen Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeit, bearbeitet und herausgegeben von M. Vogt.“ Hirschberg in Schlesien. 1875. Druck und Verlag von Petzold & Pannewitz.

Johann Karl Herbst, „Chronik der Stadt Hirschberg in Schlesien bis zum Jahre 1847.“ Hirschberg, 1849. Druck und Verlag von Karl Wilhelm Immanuel Krahn.

Johann Daniel Hensel, „Historisch = Topographische Beschreibung der Stadt Hirschberg in Schlesien, seit ihrem Ursprunge bis auf das Jahr 1797“, von Johan Daniel Hensel. Hirschberg, bey Wolfgang Pittschiller und Comp. 1797.

David Zeller, „Hirschberger Merckwürdigkeiten Erster Theil, Darinnen überhaupt Von der Stadt Erbauung / Situation und Beschaffenheit / auch was sich sonst bey deselben / biß auf das Jahr 1648, da der Westphälische Friede geschlossen worden, begeben; Insonderheit aber von denen allen Hirschbergischen Gelehrten gehandelt wird gesammelt und mitgetheilet Von M. David Zeller, Coll. II. an der Evangel. Schule vor Hirschberg. HIRSCHBERG; druckt und verlegts Dietrich Krahn / vor dem nahe am Graben / Anno 1720.

David Zeller, Zweyter Theil der Hirschbergischen Merckwürdigkeiten darinnen von dem hierum liegenden Riesengebürgen und dessen Gespenste dem Rüben-Zahl, Hirschberg, Verlag Dietrich Krahn, 1726

David Zeller, Dritter Theil der Hirschbergischen Merckwürdigkeiten darinnen von dem so genannten Hirschbergischen Warmen-Bade, Hirschberg, Verlag Dietrich Krahn, 1726

David Zeller, „Vermehrte Hirschbergische Merkwürdigkeiten / darinnen so wohl von der Stadt Hirschberg Erbauung, Situation und Gegend, Ober=Regenten, Consulibus, Pastoribus und Scholae Rectoribus, Physicus und übrigen Gelehrten Geistlichen und Weltlichen Standes, Allerhand Unglücks=Fällen und erlittenen Kriegs=Drangsaalen, nebst deroselben Weich=Bilds Städten und Dörffern; als auch von der Evangelischen Kirche und Schule gehandelt und mitgetheilet von M. David Zeller, Colleg. I. an der A.C. Schule vor Hirschberg“. 12-bändige handschriftliche Chronik im Staatsarchiv in Hirschberg (Jelenia Góra) gesammelt und niedergeschrieben in den Jahren 1710 bis ca. 1728. (Zeller † 1738)

Ullrich Junker, Transkription der 12-bändigen Chronik der Stadt Hirschberg und des Hirschberger Weichbildes von David Zeller, erschienen 2005 – 2007 im Selbstverlag

Caspar Gottlieb Lindner, Chronik der Stadt Hirschberg, Handschrift vorhanden im Staatsarchiv in Hirschberg (Jelenia Góra), Akta Miasta Jelenia Góra sign. 3671

Ullrich Junker, Transkription der Chronik der Stadt Hirschberg von Caspar Gottlieb Lindner, erschienen im Mai 2008 im Selbstverlag

Gottfried Gottwald, Kurtz gefaßte Nachrichten von den Begebenheiten in Schlesien besonders zu Hirschberg von 1740 bis 1763, Handschrift in der Bibliothek zu Jelenia Góra.

Ullrich Junker, Transkription der Chronik - Kurtz gefaßte Nachrichten
von den Begebenheiten in Schlesien besonders zu Hirschberg
von 1740 bis 1763, in Vorbereitung

Mit der Transkription dieser Chronik haben die schlesischen Heimatforscher nun die Möglichkeit, einen tiefen Einblick in die Geschichte der Stadt Hirschberg Riesengebirge zu nehmen. Das Interesse an dem geschichtlichen Werdegang der Bevölkerung vor 1945 ist besonders bei den jungen Polen im Riesengebirge sehr groß. Möge daher dieses Werk nicht nur für deutsche Regionalforscher und Genealogen, sondern auch für die jungen polnischen Schlesier eine wertvolle Hilfe aus erster Hand sein.

Mit dem schlesischen Regionalforscher Jürgen Schwanitz fand der Erarbeiter dieser Transkription einen vorzüglichen und besonders kritischen Korrekturleser.

Ihm gilt mein besonderer Dank.

Im Januar 2014

Ullrich Junker

Hirschberg im 15. Jahrhundert

von G. Bassenge, Bürgermeister

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 06/1882, Seiten 1-4

Wir schreiben das Jahr 1427. Hirschberg konnte bereits von alten Zeiten sprechen, denn es hatte schon eine Geschichte von 4 Jahrhunderten. Wohl hatte unser Tal damals ein anderes Aussehen als jetzt, aber doch finden wir im Bilde von Land und Leuten jener Zeit gar viele Züge, welche uns anheimeln und uns, wenn wir in sympathischem Anschauen verloren, vor ihm stehen, in das Gedächtnis rufen, daß jenes Bild aus alter Zeit nur das Spiegelbild unserer Heimat ist, in welcher wir selbst leben.

Die Schneekoppe und der Hochstein und die Berge des Riesengebirges – der montes Riphäi – welche dazwischen liegen, ragten zum Himmel empor, wie heut; das Gebirge sandte dieselben Himmel empor, wie heut; die Mauern der stattlichen Burg Kynast leuchteten im Strahle der Morgensonne zu uns herüber, scharf sich abhebend von dem dunkeln Waldesgrün des dahinter liegenden Herdberges, wie heut; aber vergeblich würde das Auge des Beschauers die Kapelle auf der Schneekoppe und die Anna – Kapelle gesucht haben, vergeblich die lange Reihe freundlicher Dörfer, welche heut unten am Gebirge sich hinzieht. Schon stand indessen die am 16. Juni 1403 vom Ritter Gotthard Schoff (gen. Gotsche) gegründete Cisterzienser – Probstei in dem warmen Bade, auch Hirschberger Bad genannt, und sicherlich waren die zu ihr gehörigen Gebäude nicht die ersten, welche bei der uns benachbarten Heilquelle errichtet wurden. Auch weiter nach Hirschberg hin und jenseits der Stadt finden wir Ortschaften mit bekannten Namen: Conradisdorf (Cunnersdorf), Grunau, Strapitz (Straupitz), Harte (Hartau) und Berwigsdorf. Schmiedeberg existierte als Dorf. Die Waldungen waren anders verteilt und bedeckten ein weiteres Gebiet als jetzt. Von der nächsten Umgegend von Hirschberg wissen wir mit Bestimmtheit, daß unterhalb des Hausberges beide Bober-Ufer mit Wald bedeckt waren, welcher sich noch kurz vor dem 30jährigen Kriege bis an die Häuser der Vorstadt: Sechsstädte hinzog. Andererseits waren manche Berge, deren Rücken jetzt mit Wald bedeckt ist, z.B. der Cavalierberg, kahl, und mit anderen Höhen und Kämmen in unserem Tale mag es sich ähnlich verhalten haben, da von ihrem zu Tage tretenden nackten Gestein der Sturmwind die Krümchen Boden und die Samenkörner, welche er von anderwärts dorthin gebracht hatte, bald wieder wegfegte. Im Übrigen aber war ein großer Teil der Feld- und Wiesengründe, welche jetzt die

Landwirtschaft für sich in Anspruch nimmt, von dichtem Wald bedeckt; am einsamen Weiher im grünen Walde baute der Biber seine Wohnung, zog der Fischreiher seine Kreise über dem Wasser und der Bär steckte seinen braunen Kopf neugierig aus dem Laube, um zu sehen, was draußen vorginge. Der Wald war durchzogen von kunstlosen Wegen von Ort zu Ort und stark bevölkert von Wild und Raubthieren, gegen welche die noch nicht allzu lange < sich > im Gebrauch befindliche Feuerwaffe ihren Vernichtungskrieg noch nicht hatte beginnen können. Denken wir uns dazu die menschlichen Wohnungen in den Dörfern mehr als Hütten und Blockhäuser, die Spitzen der Berge dagegen mit stattlichen Burgen und Schlössern gekrönt, außer dem Kynast die Burgen auf dem Hausberge und dem Sechsstädter Berge, das Bolkenhaus auf dem Berge bei Eichberg und die Burg auf dem Schloßberge im Grünbusch – so wird und das Bild unserer Heimath zwar vielleicht nicht so reich und so belebt erscheinen als jetzt, aber sicherlich auch in dem breiteren und dunkleren Schatten seiner Wälder und in dem kriegerischen Schmucke seiner Bergeshöhen nicht weniger anziehend. Und wie die Bergeshöhen um Hirschberg, so war auch die Stadt selbst mit einer gewaltigen Kriegsrüstung angethan. Schon von Weitem sehen wir die mächtigen, etwa 25 Fuß hohen Mauern mit ihren 36 Basteien, d. i. etwa noch 10 Fuß höheren, runden Thürmen, die mit der einen Hälfte über die Fluchtlinien der Mauern hervortreten, und mit den wieder noch etwas höheren Thürmen der 3 Thore, des Schildauer, Burg- und Langgassen-Thores. Vor der Mauer lag ein 20–25 Ellen breiter und circa 10 Ellen tiefer Graben (der Zwinger), und vor dem Graben die zweite äußere Mauer, etwas niedriger als die innere und mit 9 Rundelen oder vorspringenden Bastionen versehen; vor der äußeren Mauer endlich ein sturmfreier Raum, eine Art Glacis, jenseits dessen sich die Vorstädte befanden. Die letzteren scheinen nicht unbedeutend gewesen zu sein; die eine (die Schildauer Vorstadt) erstreckte sich vom Rennhübel bis zum Schildauer Thore und von da bis zum Galgenberge; die Sechsstädte waren so ausgedehnt, daß in dieser Vorstadt kurz vor dem 30 jährigen Kriege eine Feuersbrunst 85 Häuser in Asche legen konnte; und die Vorstadt Rosenau scheint überhaupt derjenige Ort gewesen zu sein, wo in den frühesten Zeiten die Altstadt Hirschberg stand, von welcher im 15. Jahrhundert sicher noch mehr Häuser übrig geblieben waren, als jetzt dort stehen. Unter ihnen befand sich ein zu der Burg auf dem Hausberge gehöriges Vorwerk, dasselbe, welches im Jahre 1433 von Heinze Nimptsch an die Stadt Hirschberg verkauft wurde, später in Privatbesitz gelangt und im Sommer 1876 von der Stadt zurückgekauft worden ist. Auch daraus, daß schon im Jah-

re 1312 Herzog Heinrich I. von Jauer seinem Jäger Fritzko sieben Gärten unter dem Hausberge schenkte, dürfte zu entnehmen sein, daß jene Gegend damals bereits stark angebaut war. Zwischen dem Hausberge und der heutigen Stadt finden wir die im Jahre 1299 gebaute Niedermühle und das Hospital ad St. corpus Christi, welchem bereits im Jahre 1317 die Einkünfte der St. Wolfgang-Kapelle am Hausberge zugewiesen worden waren. Die Stadt Hirschberg selbst gewährte den Anblick einer starken Festung. Ihre hohen Mauern umschlossen einen Raum von länglich runder Gestalt und über dieselben ragten nur wenig die Reihen der spitzen hölzernen Giebel-Dächer der Häuser heraus. Bloss ein Gebäude sah weit über die anderen und die Mauern der Stadt hinweg, ein auch uns wohlbekanntes Gebäude — die im Jahre 1304 von Herzog Bernhard von Schweidnitz erbaute katholische Kirche. Ihre Schwester-Kirchen, die Annen- und Marien-Kirche, gehören einer späteren Zeit an.

Betreten wir durch eins der drei Thore das Innere dieser fest verschlossenen Stadt, so finden wir da wohl dasselbe Straßennetz, wie es noch heut besteht, wenn auch bei den späteren großen Bränden in den Jahren 1549 und 1634 hier und da Veränderungen vorgekommen sein mögen, aber die Physiognomie der Straßen ist doch eine andere als die heutige. An Pflaster nicht zu denken, die Wege also zu Zeiten grundlos, zertreten von Rindvieh und anderen Hausthieren, zerwühlt von Schweinen; die Häuser von Holz, mit kleinen Fenstern und Thüren, mit Ecken und Thürmchen aufgeputzt, aber Alles eng und finster, unseren heutigen Ansprüchen wenig zusagend, nur der Marktplatz frei, das Rathhaus in der Häuserreihe, da, wo jetzt das Kahlsche Haus steht, an der Ecke des Marktplatzes und der Gerichtsgasse; in der Hintergasse, gegenüber dem jetzigen Inquisitoriate, das Armen- oder Seelen-Haus, welches später auf den heiligen Geist-Friedhof verlegt wurde. Die hölzernen Lauben, welche sich jetzt in steinerne Gewölbe verwandelt haben, umzogen schon damals den Marktplatz und vermittelten das Leben in den Häusern mit dem auf der Straße.

Und Leben gab es an beiden Orten. Die Hirschberger waren ein betriebsames Völkchen und wir finden auch bei ihnen diejenigen Züge wieder, welche überhaupt in dem Charakter des neuen deutschen Stammes ausgeprägt waren, der seit mehreren Jahrhunderten zwischen den Riesenbergen und den polnischen Ebenen in der oberen Hälfte des Oderlandes aufgeschossen war. Die Herzöge von Schlesien, aus dem slavischen Geschlechte der Piasten, hatten schon früh Verbindungen mit dem deutschen Westen gesucht und gefunden. Deutsche Fürstentöchter zogen als Herrinnen in ihre Schlösser ein und ein zahlreicher deutscher

Adel folgte, deutsche Sitte und Cultur mit sich bringend. Gleichzeitig waren schon seit dem Jahre 1000 ebenso zahlreiche Priester und Mönche und Colonisten aus dem Westen in Schlesien eingezogen, sogar Augustinerchorherren aus der Grafschaft Artois hatten sich auf der Sandinsel in der Oder, da wo später Breslau entstand, niedergelassen. Cisterzienser aus Pforta a. d. Saale gründeten das Kloster Leubus und Cisterzienserinnen aus Bamberg das Kloster bei Trebnitz. Auch in unserer Gegend kamen Cisterzienser und gründeten, wie schon erwähnt, die Probstei in Warmbrunn. Die friedlichen Slavenstämme Schlesiens folgten willig der neuen Strömung; willig vertauschte der slavische Landmann seinen Radlo (Haken) mit dem schweren Pfluge des deutschen Colonisten, und die Städte gestalteten sich vollständig nach deutscher Art, nahmen deutsche Einrichtungen und deutsches Recht an und wurden die eigentlichen Burgen des Deutschthums. „So entstand ein Volksstamm, welcher deutsches und slavisches Wesen in sich vereinigte. Zu der Tiefe des deutschen Gemüthes, welches ihn vorzugsweise befähigt, die Welt, in welcher er lebt, zu verstehen, und den eigenen Egoismus zu zügeln durch verständiges Ermessen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit, und zu der Neigung des Deutschen, sich mit aller Wärme und dem Reichthum seines Gemüthes zu isolieren und für sich allein oder mit kleinen Kreisen von Genossen selbst abzuschließen gegen das Ganze, diese kleinen Kreise des Lebens aber durch Formen und Gebräuche bis zur Schwerfälligkeit zu ummauern — zu diesen Eigenthümlichkeiten des deutschen Charakters war etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slaven gekommen und von ihrer Virtuosität, ihre ganze Lebenskraft im Genusse des Augenblickes zu concentriren. Und aus dieser Vereinigung war ein Volk hervorgegangen: lebhaft, von gutmüthiger Art und heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft, von einer unübertrefflichen Elasticität, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht eben so eilig bei der That, mit einem weichen Gemüth, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urtheile, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzugeben; beim Genuß heiterer, ja poetischer, als die meisten anderen Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe massiverer Volksnaturen.“

So schildert Gustav Freitag seine und unsere Landsleute und wir finden die Wahrheit dieser Schilderung in der Geschichte des 15. Jahrhunderts für Schlesien und für Hirschberg bestätigt; obwohl wir hinzufügen müssen, daß es nicht gerade immer die besseren Seiten des schlesischen

Volkscharakters waren, welche hier besonders hervortraten. Die Situation war für Schlesien in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts gefährlich genug. Das Land stand unter 18 Herzögen, das Volk hatte kein Gefühl der Zusammengehörigkeit und konnte es nicht haben und der junge deutsche Stamm war eingezwängt zwischen mächtige slavische Stämme. In den Hussitenkriegen mußte es den Schlesiern sehr bald klar werden, wie ohnmächtig sie in ihrer Zersplitterung waren; aber trotzdem es ihnen recht schlecht ging, zeigten sie doch eine merkwürdige Sorglosigkeit in der gegenseitigen Unterstützung und waren bei alledem immer mit der Zunge, mit losen Witzworten und kleinen Perfidien bei der Hand, den Feind auf's Neue zu reizen und den Strom wieder gegen sich zu leiten. Auch nach dem Kriege wurden sie nicht müde, den Ketzer Girsik, wie sie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern. In allen Schänken Breslaus wurden Spottlieder auf ihn verfertigt und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als Scheusal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen. Wenn sie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er sehr zornig war, machten sie ihm schnell ein Geschenk von 100 Ochsen und gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt aber wurde ihr Haß männlicher und sie ergriffen gegen ihn die Waffen und haben sich tapfer mit ihm geschlagen. Die Lebenskraft und Elasticität des schlesischen Charakters bewährte sich zu jener Zeit überall. So oft ihnen auch die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, sie bauten und flickten immer wieder zusammen, was irgend halten wollte. — Und noch in einer anderen Beziehung bewahrheitete sich die Richtigkeit jener Charakter-Schilderung durch die Ereignisse jener Zeit. Als die Hussiten im Jahre 1430 vor Wederau bei Bolkenhain lagen und den Ort hart bedrängten, ging ein wackerer Edelmann, Hermann Zettritz von Fürstenstein, hinaus zu ihnen, um mit ihnen zu unterhandeln. Sie waren auch nicht unzugänglich und erklärten sich bereit, auf einige Zeit Frieden zu machen, stellten aber die Bedingung, daß das Land in dieser Zeit „den Tanz meiden und keine freien Weiber halten sollte“. Das fand Hermann Zettritz unerhört und schmachvoll; als er aber die Landschaft deshalb befragte, fand sich diese weniger unangenehm berührt und sagte ihm, er solle nur Frieden machen, so gut er könne.

Zu den besseren Seiten des schlesischen Charakters gehört die eben geschilderte nicht. Aber freilich, damals stand der neu entstandene Stamm auch noch in seiner Jugend und „die harte Schule späterer Jahrhunderte hat Manches gebessert, wenn auch leider vielleicht ebenso auch manche der liebenswürdigeren Seiten des schlesischen Charakters

eine kleine Nuancirung erfahren hat. Heimelt uns indessen nicht auch in dieser Schilderung Manches an?

Wir kehren speciell zu unseren Hirschbergern zurück. Auch sie besaßen die Eigenthümlichkeiten des schlesischen Charakters und die Schilderung ihrer Zustände wird ergeben, welche jener Eigenthümlichkeiten in jener Zeit besonders hervortraten. Sie waren, wie gesagt, ein betrieb-sames Völkchen, das mit Eifer und Intelligenz seinen Geschäften nach-ging und für sein Gemeinwesen sorgte. Verschiedene Zunftbänke be-standen schon längst bei ihnen. Dazu ließen sie sich vom Kaiser und von ihren Herzögen von Schweidnitz und Jauer für ihren Gewerbebetrieb und für ihr Gemeinwesen eine ganze Menge Privilegien ertheilen. 1341 das Recht, ein Wursthaus zu gründen, d. i. Fleischhandel zu treiben. 1350 das Recht, eine Badestube zu halten. 1346 das Recht des Gewandschnit-tes, 1348 ein ausgedehntes Weichbildrecht, „daß Niemand im ganzen Weichbilde außer der Stadt solle Gewand feil haben noch verkaufen, Salz feil haben noch verkaufen, Malz machen noch verkaufen, Kret-schamwerk treiben noch keine andern Handwerke, die in Dörfern un-gewöhnlich sind zu treiben und in Städten gewöhnlich – bei 10 Mark Strafe“ –, für damalige Zeit ein hoher Satz. 1361 erhielten sie vorn Her-zoge von Schweidnitz und Jauer das Recht, einen Weinkeller (Rathskel-ler) zu halten und ein Waagehaus, Kramkammern und Scherkammern; in demselben Jahre sogar auch ein Münzrecht auf 10 Jahre – letzteres gegen Entgelt, dessen der Herzog wahrscheinlich benöthigt war. Auch die Interessen ihres Handel- und Bergbaues ließen sie nicht aus dem Au-ge und erbaten sich und erhielten von Kaiser Carl IV. in den Jahren 1355 und 1366 Abgaben-Freiheit auf den Märkten in Breslau und Prag, wenn sie mit ihren Waaren dorthin zögen, und 1355 vom Herzoge ein Aus-fuhr-Verbot für Eisenstein, wobei sie sich vermuthlich wenig Sorge dar-um gemacht haben, daß sie hiermit zu gleicher Zeit freihändlerische Tendenzen und das Gegentheil davon verfolgten. Niemand wird ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihre materiellen Interessen wahr-nahmen; aber es berührt uns doch angenehm, daß wir sie auch um ande-re Dinge sich bekümmern sehen, und zwar um solche, die heutzutage noch als Grundlagen der bürgerlichen Freiheit und Selbstständigkeit an-gesehen werden. So erwirkten sie von der Königin Anna, der Gemahlin Kaiser Carls IV., ein später von dem Letzteren bestätigtes Privilegium, „daß sie keine Dienste außerhalb des Fürstenthums thuen dürften, daß Jeder bei seinem Gerichtshofe gelassen und ihm kein Dingtag außerhalb Landes beschieden werden solle. Endlich sollte, wenn Jemandem von ei-nem Königl. Beamten Unrecht geschehen wäre, man nicht eher zu Ge-

richt sitzen noch Dienste thuen, bis das Unrecht abgethan worden“. Fürwahr, Garantien der bürgerlichen Freiheit, deren sich keine Verfassung zu schämen hätte. So war das Gemeinwesen Hirschbergs wohl geordnet. Auf dem Hausberge saßen schon seit 1312 herzogliche Burgrafen, welche zugleich Regierungsbeamte und Oberrichter waren. Deren letzter war 1423 ein Gottsche-Schoff. In der Stadt regierte der Bürgermeister und Rath, welche alljährlich mit großer Feierlichkeit neu gewählt wurden. Dazu mußten die Hirschberger jedesmal den Landeshauptmann aus Schweidnitz herbeiholen, welcher die Wahl – ähnlich den heutigen Verhältnissen – zu bestätigen hatte. Es giebt Zeugniß von dem Wachsthum der Stadt und dem Selbstbewußtsein ihrer Bürger, daß ihnen gegen das Ende des Jahrhunderts die Herbeiholung des Landeshauptmanns zu unbequem wurde und sie sich deshalb das Recht erwirkten (1602), die Rathswahl ohne ihn und ohne seine Bestätigung vornehmen zu dürfen, ein Recht, was nur den größeren Städten verliehen wurde, und welches wir heute nicht mehr besitzen. Der Rath hatte sich aber auch, wie wir gesehen haben, bemüht, dem Gemeinwesen alle möglichen Privilegien zu verschaffen; und es bestand eine ganze Reihe gemeinnütziger Anstalten, außer dem Wursthaus, Badestube, Rathskeller etc. auch ein Armenhaus und ein Hospital. Der Verkehr wird an Lebhaftigkeit dem heutigen nichts nachgegeben haben. Das Weichbildrecht mußte zahlreiche Schaaren Landvolkes nach der Stadt führen, sowohl an den Markttagen, die so wie heut, Donnerstags stattfanden, als an anderen Tagen; und das Menschengewühl unter den Lauben wird nicht geringer gewesen sein wie heut. Auch nicht weniger einträglich, wie heut, denn auch ein Marktgeld wurde von den fremden Verkäufern erhoben, wie noch vor kurzer Zeit; und Wursthaus und Rathskeller werden nicht weniger besucht gewesen sein, wie die heutigen Wirthshäuser. Uebrigens blieben die Privilegien der Hirschberger nicht unbestritten. Warmbrunn wollte nicht zur Bannmeile gehören, wollte also das Weichbildrecht Hirschbergs nicht anerkennen und Schmiedeberg wollte lieber böhmisches Bier trinken als Hirschberger und sein Salz lieber wo anders herholen, als aus Hirschberg. Der Streit wurde 1454 durch Vergleich beendet. Die Stadt kam immer mehr zu Kräften und fing an. Vermögen zu erwerben. Im 15. Jahrhundert wurde der Grund gelegt zu unserem heutigen Besitzstande an Kämmereigütern. Im Jahre 1415 kaufte Hirschberg die eine und 1419 die andere Hälfte von Conradisdorf, letztere von den Gebrüdern Geisler, Bürger von Hirschberg, ein Zeugniß von dem Wohlstande der Bürger Hirschbergs, welche so bedeutende Güter in ihrem Besitze hatten. Wir werden später sehen, wie sich das Vermögen der

Stadt noch weiter in diesem Jahrhunderte vermehrte. Es war der Stadt bis dahin gut gegangen. Die Hirschberger standen sich gut mit ihren Territorial-Landesherren, den Herzögen von Schweidnitz und Jauer (oder Jawer), mit dem Kaiser und mit ihren mächtigen Nachbarn, den Rittern Gottsche-Schoff vom Kynast und Greiffenstein. Vielleicht lauerte manchmal ein Raubritter aus dem Raubschlosse bei Boberröhrsdorf, oder dem auf dem Schloßberge den Hirschberger Kaufleuten auf, wenn sie mit ihren Waaren nach Prag oder Breslau zu Markte zogen und erleichterte sie etwas von ihrem Reichthum, aber die mächtigeren Ritter, welche in der Gegend angesessen waren und deren Namen noch heute unter uns vertreten sind, vor Allem die Gottsche-Schoff, dann die Zedlitz, die Zettritz u.s.w. befaßten sich nicht mit diesem dunklen Handwerk. Von großen Unglücksfällen waren die Hirschberger bislang verschont geblieben. Die Tartaren waren nach der Schlacht bei Wahlstadt 1241 seitwärts in's Glätzische abgezogen und hatten unser Gebirge nicht berührt; auch andere Kriege wurden in unserer Gegend nicht geführt, und nur einmal im Anfange des 14. Jahrhunderts (1314) war die Stadt von einer Hungersnoth heimgesucht worden, welche allerdings arg genug war, da man die Leichen der gehenkten Diebe vom Galgen schnitt, um sie zu verspeisen.

Hirschberg im 15. Jahrhundert

Von G. Bassenge.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 07/1882, Seiten 1-3

Aus den Einrichtungen, welche sich die Stadt im 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts gab, sehen wir, daß neben dem Wohlstande auch die Intelligenz und der Horizont der Bürgerschaft sich erweiterte, wie dies ja auch bei ihrem Verkehr mit den großen Städten Prag und Breslau nicht anders sein konnte. Gewiß hat schon damals mancher junge Hirschberger die Hochschule in Prag bezogen; aber leider hat man sich mit schriftlichen Aufzeichnungen über die Vorgeschichte und die Zeitgeschichte der damaligen Zeit wenig befaßt, oder die Aufzeichnungen sind in den großen Feuersbrünsten, von welchen Hirschberg später verheert worden ist, mit verloren gegangen. Wir besitzen, im Ganzen genommen, wenig Nachrichten aus jener Zeit und können die damaligen Zustände weniger auf Grund directer Mittheilungen der Zeitgenossen als vermittelt Schlußfolgerungen aus den uns überlieferten Thatsachen schildern (Grünhagen).

Hirschberg trat also mit einem wohl-situirten Gemeinwesen in das 15. Jahrhundert ein und dreimal finden wir seinen Namen in den Büchern der Geschichte dieses Jahrhunderts erwähnt; das eine Mal in der politischen, das zweite Mal in der Kriegs-Geschichte und das dritte Mal in der Cultur-Geschichte; zum Glück für uns, jedes Mal in ehrenvoller Weise. Das erste Mal waren die Hirschberger ausersehen. an einem Staatsgerichtshofe Theil zu nehmen, welchen der Kaiser Sigismund im Jahre 1420 nach Breslau einberief, um den Breslauer Aufstand vom Jahre 1418 abzuurtheilen. In dem letztgenannten Jahre hatte nämlich in Breslau ein blutiger Aufstand der Zunftgenossen stattgefunden, welcher einer Anzahl Magistratspersonen und Patrizier das Leben gekostet hatte. Man erwartete von dem neugewählten Kaiser Sigismund die Sühne dieses Frevels, da seit dem Aufstande ein unerträgliches Gefühl von Rechtsunsicherheit um sich gegriffen hatte. Sigismund zögerte auch nicht, einen eigenen Gerichtshof zur Aburteilung der Empörer aus Rathmannen, Schöffen und Vertretern der Bürgerschaften mehrerer größerer schlesischer Städte, unter denen sich auch Hirschberg befand, nach Breslau zu berufen. Im Januar 1420 trat dieser Gerichtshof zusammen und hielt ein strenges Gericht. Es wurden nicht weniger als 46 Todesurtheile ausgesprochen, die Hälfte allerdings in contumaciam, und 23 davon sofort durch Hinrichtung der Verurtheilten auf dem Marktplatze zu Breslau vollstreckt. Die Anklage hatte merkwürdiger Weise auf „Majestätsbeleidigung“ gelautet, ein Beweis dafür, daß man die magistratualische Gewalt des Breslauer Rathes als einen Ausfluß der kaiserlichen oder landesherrlichen Gewalt ansah.

Die zweite Erwähnung Hirschbergs geschieht bei Gelegenheit der Hussiten-Kriege.

Mit dem Auftreten von Johannes Huß, welcher seit 1402 Prediger an der Bethlehem-Kirche und Professor an der Universität zu Prag war, begann in Böhmen eine gewaltige nationale und religiöse Bewegung. Huß hielt seine Predigten in der Landessprache, verlangte, daß im Königreiche Böhmen die Czechen nach dem göttlichen und Naturgesetz die Ersten bei jeder Anstellung in ihrem Lande sein sollten, wie die Franzosen und Deutschen in ihren Ländern, trat den deutschen Professoren an der Prager Universität feindlich gegenüber und brachte es so weit, daß im Jahre 1409 5000 deutsche Studenten mit ihren Professoren die Universität Prag verließen und nach Leipzig übersiedelten. In religiöser Beziehung predigte er gegen die Mißbräuche des Papstthums, wurde 1413 mit dem Interdikte belegt, appellirte vom Papst an ein allgemeines Concil und wurde trotz der kaiserlichen Zusage freien Geleites am 6. Juli

1414 auf dem Concile zu Costnitz (=Konstanz am Bodensee) verbrannt. Für Böhmen war diese Hinrichtung das Signal zu einer von Tag zu Tag gewaltiger anschwellenden Bewegung, die bald in religiösen und nationalen Fanatismus ausartete. Die Schlesier erhielten hiervon die nächste Kunde. Ihre deutsch-böhmischen Geschäftsfreunde machten ihnen Mittheilung von der stündlich ärger werdenden Bedrohung aller Deutschen; an den Höfen der Fürsten erzählten flüchtige Edelleute, wie schwer sie gefährdet seien, und wie sie mehr noch als den Groll des czechisch gesinnten Theiles des Adels die wachsende Aufregung der Bauernschaft zu fürchten hätten, welche von dem neuen Glauben vielfach auch Freiheit von ihren bisherigen Lasten erwartete. Die Bewegung war also auch zugleich eine sociale. Dazu predigte die schlesische Geistlichkeit mit Eifer gegen die verstockten Ketzer, und so kam es, daß zwischen uns und unseren Nachbarn in Böhmen an die Stelle der bisherigen freundschaftlichen Beziehungen ein tiefgehender nationaler und religiöser Haß trat. Auf dem Reichstage zu Breslau im Januar 1420 — zu derselben Zeit, als man das vorhin erwähnte Hochgericht abhielt, wurde der Krieg gegen die Hussiten beschlossen und das Kreuz gegen sie gepredigt. Die Schlesier, eingedenk ihrer Abstammung von den deutschen Einwanderern, und in den letzten 2 Jahrhunderten dem deutschen Wesen sicherer gewonnen als die Deutschen im Elsaß und in Lothringen während der 2 Jahrhunderte französischer Herrschaft dem französischen Wesen, ergeben der Kirche, deren Ordensleute die friedliche Eroberung Schlesiens mit vollbracht hatten und treue Anhänger des Kaisers, dessen Vorfahr Carl IV. so viel für Schlesien gethan hatte, folgten dem Aufgebote des Kaisers Siegismond — mit wenigen Ausnahmen, namentlich einiger oberschlesischer Herzöge, nahmen willig Theil an den Einfällen der Kaiserlichen in Böhmen in den Jahren 1420, 21 und 22 und ließen dabei leider ihren nationalen und religiösen Antipathien etwas zu sehr die Zügel, indem sie in dem nunmehr feindlichen Lande entsetzlich hausten, was ihnen die Böhmen später reichlich vergalten. Der erste Zug der Kaiserlichen ging gegen Prag. Am 14. Juli 1420 erfolgte dann Sturm auf den Witkower oder Ziska-Berg; in den folgenden Jahren aber wurde auch hart an unserer Grenze jenseits der Berge bei Trautenau, Eipel, Politz, Ostesch etc. gekämpft, und wohl mögen schon damals die Hirschberger dem Donner der Büchsen (Kanonen) ebenso bang gelauscht haben, wie jetzt vor sechszehn Jahren. Die Bangigkeit war auch nicht ohne Grund. Das eminente Feldherrn-Talent des großen Hussiten-Generals Ziska von Trocznow machte den Kaiserlichen viel zu schaffen und, obwohl er 1424 starb, die Kriegskunst, die er den Hussiten gelehrt, blieb diesen und von

1425 an verwandelte sich die Defensive der Hussiten in eine Offensive, welche vor Allem gegen Schlesien gerichtet war. Im December 1425 brachen sie zum ersten Male über die Grenze ein, legten Wünschelburg in Asche, verbrannten dabei auch den Pfarrer Megerlein, der seinen Glauben nicht abschwören wollte, indem sie ihm eine Schütte Stroh um den Leib banden und diese anzündeten, verbrannten Wartha und das Kloster Camenz mit 60 Mönchen und im folgenden Jahre 1426 Landeshut. Im Jahre 1427, demjenigen, dessen wir im Eingange unserer Schilderung erwähnt haben, weil es sich als besonders merkwürdig für Hirschberg von dem Hintergründe der Geschichte jener Zeit abhebt, also im Frühjahr 1427 rückten die Taboriten und Waisen unter Procop (18.000 Mann stark) bei Zittau über die sächsisch-böhmische Grenze und vollzogen, obgleich die ganze schlesisch-böhmische Grenze von Hirschberg bis Troppau mit einzelnen Posten von Vertheidigern besetzt war — auch in Hirschberg stand ein solcher Posten, der aus Liegnitz hierher geschickt worden war — einen unglaublich kühnen Flanken-Marsch mitten nach Schlesien hinein. Sie zogen bei Zittau und Görlitz vorbei, welche Städte sie vergeblich zu nehmen versuchten, warfen sich nun aber mit verdoppelter Heftigkeit auf unsere arme Nachbarstadt Lauban, welche treu ihren Verpflichtungen als Mitglied des Bundes der oberlausitzeschen Sechsstädte (Lauban, Görlitz, Zittau, Löbau, Camenz und Bautzen) 300 Mann Hülfsstruppen in die zunächst gefährdete Schwesterstadt Zittau gesandt hatte. Der tapfere Bürgermeister von Lauban, Conrad Zeidler, zog den Hussiten entgegen und wurde von ihnen auf dem Galgenberge bei Lauban erschlagen, wo noch heut ein Denkmal die Stelle bezeichnet, an der er fiel. Die Hussiten drangen mit den zurückgedrängten Laubauern zugleich in die Stadt ein, wo die Geistlichkeit, während der Kampf vor den Mauern tobte, eine feierliche Procession mit dem Allerheiligsten um den Markt veranstaltet hatte. Alles, was dabei gewesen war, flüchtete bei dem Ansturm der Hussiten in die Pfarrkirche und wurde dort verbrannt; Lauban wurde geplündert und in Asche gelegt. Von da kamen die furchtbaren Feinde unserer Stadt immer näher. Sie zogen nach Söhn, belagerten Lähnhaus, begnügten sich aber, da sie die Burg nicht nehmen konnten, damit, auch Lähn niederzubrennen. Von Lähn ging der Zug im Boberthale weiter bei Löwenberg vorbei nach Goldberg, welche Stadt das Schicksal Laubans und Lähns theilte. Bei Goldberg stand ein Liegnitz-Schweidnitzsches Heer unter den Herren v. Stosch und Unruh. Dasselbe nahm bei dem Anrücken der gefürchteten Hussiten einfach Reißaus und die Letzteren verfolgten die Flüchtigen nach Liegnitz und Jauer zu, traten dann aber den Rückweg an und vermieden dabei den

Strich, den sie herwärts gekommen waren und den sie völlig verwüstet hatten. Sie zogen von Jauer seitwärts nach Bolkenhain und – Hirschberg. Im Vorbeigehen machten sie einen Angriff auf das Bolkenhaus bei Eichberg und die Burg auf dem Schloßberge im Grünbusch. Das erstere widerstand, die letztere aber wurde erstürmt und ebenso wurde die Burg auf dem Sechsstädter Berge genommen. So sah Hirschberg zum ersten Male die schrecklichen Schaaren vor seinen Mauern und wohl mag manchem Bürger das Herz etwas stärker geschlagen haben, wenn er an die zwanzig Knaben in dem Städtchen Ostesch in Böhmen dachte, denen die Schlesier im Jahre 1421 die Arme, Beine und Nasen abgeschnitten hatten, wenn er an die Vergeltung dachte, welche die Hussiten bisher in Schle-sien geübt, und wenn er nun (von den Zinnen der Festungsthürme Hirschbergs) die Flammensäulen aus den erstürmten Schlössern im Grünbusch und auf dem Sechsstädter Berge aufsteigen sah, und daraus mit Sicherheit auf das Schicksal der eigenen Stadt schließen durfte, im Fall sie von den Hussiten erobert wurde. Am 13. September unternahmen die Hussiten den ersten Sturm, jedenfalls in der bei ihnen üblichen Manier, indem sie ihre aus mehreren Stücken bestehenden Sturmleitern, von denen das erste Stück mit Rädchen versehen war, so daß es leicht an der Mauer hinauslief, anlegten und an das erste Stück rasch ein zweites und drittes Stück ansetzten, bis die Höhe der Mauer erreicht war. Es läßt sich annehmen, daß den Hirschbergern außer der Stärke und Höhe der Stadtmauer auch die große Zahl der vorspringenden Bastionen und Thürme zu gute kam, von denen aus die dazwischen liegenden Mauerstrecken leicht und wirksam vertheidigt werden konnten (16 Kanonen im 16. Jahrhundert). Vielleicht war auch ihre Artillerie derjenigen der Hussiten überlegen, deren wenigen Feldgeschütze gegen die Mauern Hirschbergs wohl nicht viel haben ausrichten können. Kurz, der erste Sturm wurde glücklich abgeschlagen, und ebenso auch der zweite am 17. und der dritte am 18. September. Der Kampf am 13. September muß sehr heftig gewesen sein, da die sonst so energische Kriegführung der Hussiten 3 Tage Zeit brauchte, um sich von dem ersten Sturm zu erholen und den zweiten vorzubereiten. Die Hirschberger müssen sich also tüchtig gewehrt haben. Gleichzeitig mit der Stadt, aber ebenso erfolglos wurde auch die Burg auf dem Hausberge bestürmt; auch diese wies alle Angriffe der Hussiten ab und die Letzteren hatten nun vor Hirschberg nichts weiter zu thun, als die Vorstädte niederzubrennen und über Landeshut wieder nach Hause zu ziehen. Reich war die Beute, welche sie aus Schlesien mitnahmen; große Massen von Gold, Silber, Gewändern und Büchern und so viel Vieh schleppten sie

mit sich, daß sie 16 Kühe für zwei Groschen verkauften. Wahrscheinlich konnten sie das Vieh nicht mehr durchfüttern. Die schlesischen Grenzposten hielten die Hussiten nicht auf; leider hatten die schlesischen Truppen, soweit sie den Hussiten im freien Felde gegenüber standen, niemals das fatale Grauen vor diesen überwinden können. Nur die Städte hatten sich wacker vertheidigt, aber leider gegenseitig zu wenig unterstützt. In Hirschberg mag der Jubel über den Abzug der Hussiten groß gewesen sein. Wie wir heute den Sedan-Tag feiern, so feierten die Hirschberger seit jener glücklichen Vertheidigung der Stadt noch lange Zeit zum Andenken daran ein dreitägiges Fest, immer im Anfang des Monats October, bei welchem die Erwachsenen Processionen hielten und die Kinder Kriegsspiele spielten, aber nicht auf unserem heutigen Festplatze hinter den Bergen, sondern auf dem Hausberge, der ja mit zum Kriegs Theater gehört hatte. Die Angst und Noth war bald vergessen. Auch in den Vorstädten Hirschbergs trat ein, was oben von Schlesien im Allgemeinen gesagt worden ist: es wurde wieder zusammengebaut und zusammengeflickt, was irgend halten wollte, und in dem weiteren Verlaufe der Hussitenkriege wurde die Stadt von den Hussiten nicht mehr heimgesucht. So beleuchtet das Licht, welches aus der Geschichte der Hussiten-Kriege auf die Stadt Hirschberg fällt, hier zwar nicht so viel Aufopferung und Heldenmuth wie in unserer Nachbarstadt Lauban, aber auch nicht so viel Trümmerhaufen und verbrannte menschliche Gebeine, und es war ehrenvoll genug, daß sich die Stadt der Hussiten überhaupt erwehrt hatte. Merkwürdiger Weise mußte noch während des Krieges im Jahre 1433 der Burgvogt Heinze-Nimptsch die Burg auf dem Hausberge auf Befehl des Kaisers der Stadt übergeben, welche sie abtragen ließ. Vielleicht fürchtete man, daß sie leichter vom Feinde genommen und dann die Stadt von dort aus fortwährend bedroht und beschossen werden könnte.

Das dritte Mal in der Geschichte des 15. Jahrhunderts geschieht Hirschbergs in der Cultur-Geschichte Erwähnung und wir werden gleich sehen, aus welcher Veranlassung.

Gleich nach dem Kriege kehrten die Hirschberger wieder zu ihren früheren Beschäftigungen zurück und die Elasticität des schlesischen Charakters zeigte sich hier in recht erfreulicher Weise. In den nächsten Decennien nach dem Kriege dachte man schon wieder an die Vermehrung und Consolidirung des Kämmerei-Vermögens – ein Charakterzug, der ja glücklicherweise auch heute noch nicht erloschen ist – und kaufte im Jahre 1449 von Heinze-Nimptsch, dem früheren Burgvogt auf dem Hausberge, wie oben bereits bemerkt, dessen Vorwerk am Fuße des

Hausberges, zu welchem damals ausgedehnte Besitzungen zu beiden Seiten des Bobers gehörten, ferner 1479 ein großes Gut in Hartau und 1491 Straupitz von Kunz v. Hohberg und Grunau von Rappel Gotsche. Im Jahre 1470 kehrte ein Hirschberger Schuhmachergesell, Joachim Girnth, von seiner Wanderschaft nach Hause zurück. Er hatte in Holland die Schleierweberei (NB. feine Leinwand) gelernt, brachte, nach Hause zurückgekehrt, diese seinen beiden Schwestern bei. Andere folgten seinem Beispiele und so legte er den Grund zu einer Industrie, welche sich bis vor nicht langer Zeit eines guten Rufes weit über die Grenzen Deutschlands hinaus erfreute und nicht bloß für Hirschberg, sondern auch für viele andere Städte des schlesischen Gebirges eine Quelle reichen Wohlstandes geworden ist. Weit weniger ergiebig war das Goldbergwerk, welches die Stadt gegen das Ende des Jahrhunderts in Grunau anlegte.

An der Schwelle des 16. Jahrhunderts angelangt, konnte Hirschberg mit Befriedigung auf das verflossene 15. Jahrhundert zurücksehen. Als Stadt war es in jeder Beziehung vorwärts gekommen, der Hussiten-Krieg hatte ihm wenig gethan, aber es nahm Theil an dessen wohlthätigen Folgen. Am 21. September 1435 hatte Kaiser Sigismund das große Landfriedensbündniß der schlesischen Fürsten zu Stande gebracht. Schlesien war durch das „Eisen und Blut“ der Hussiten-Kriege fester zusammen gekittet — ein Spiegelbild der Gegenwart Deutschlands — und bekam erst von da an ein Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit. Das alte gute Verhältniß Hirschbergs zum deutschen Kaiser war nicht getrübt; in seinem religiösen Bewußtsein war es nicht beunruhigt worden. Die mit nationalen und socialen Elementen stark durchsetzte religiöse Bewegung der Böhmen konnte ihm und den Schlesiern überhaupt nicht sympathisch werden. Aber schon war der deutsche Mann geboren, der den Kampf gegen die Mißbräuche des Papstthums wieder aufnahm und der religiösen Bewegung, welche von dieser Seite her kam, hat sich auch Hirschberg angeschlossen. Die glückliche und friedliche Jugendzeit Hirschbergs war indessen vorüber. Im 16. Jahrhundert wurde die Stadt wegen ihrer Sympathieen mit dem Schmalkaldischen Protestanten-Bunde bestraft und der Bürgermeister abgesetzt. Die deutschen Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, der siebenjährige Krieg und die Freiheitskriege haben der Stadt viel Leid gebracht und ihre Blüthe halb zerstört. Doch dies gehört eben einer späteren Zeit an, als die ist, welche wir schildern wollten.

Hirschberg

im 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.

von G. Bassenge, Bürgermeister.

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 23/1883, Seiten 4-5

Vorbemerkung. Wir sind von dem 15. Jahrhundert, welches ein früherer Aufsatz behandelte, gleich auf das 17. Jahrhundert übergegangen, weil uns über das 16. Jahrhundert fast alle Nachrichten fehlen. Der große Brand, welcher im Jahre 1634 in Hirschberg wüthete, hat das Zeughaus, die Bibliothek, das Rathhaus samt allen Registraturen und noch vieles andere in Asche gelegt und so fast alle Quellen vernichtet, aus denen Nachrichten über das 16. Jahrhundert hätten geschöpft werden können.

* * *

Im Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir sie wieder die „uralte, in einem lustigen Thale gelegene Stadt“, wie sie unser Landmann Friedrich Lucae, Hofprediger der Herzöge von Liegnitz und Brieg, dann des Landgrafen von Hessen, in seiner „Chronik Schlesischer Denkwürdigkeiten“ (Frankfurt a/M. 1689 bei Friedrich Knochen erschienen) nennt, ziemlich unverändert so, wie wir sie am Ende des 15. Jahrhunderts verlassen haben. Wir finden sie wieder, die alten, starken, hohen, doppelten Mauern, welche die innere Stadt umgeben, den tiefen Wallgraben, die 36 auf den Mauern vertheilten Befestigungsthürme und die noch höheren und stärkeren 3 stattlichen Thorthürme, aus deren Spitzen vergoldete Knöpfe in der Sonne funkeln, die engen Thore mit ihren Fallgittern und Zugbrücken kaum genügend, dem lebhaften Verkehre Raum zu geben, der sich durch sie hindurchdrängt. Unversehrt und wohlerhalten stehen die Festungswerke da, denn wenn auch Hirschberg seit dem großen Ansturm der Hussiten im Jahre 1427 keine Belagerung mehr auszuhalten gehabt hatte, so waren doch die Bürger auf Alles gefaßt und hielten ihre Schutzwehren fortwährend im Stande.

Um die Stadt liegen die „schönen Vorstädte mit ihren Lust- und Obstgärten“ und in den „wohldisponirten“ Straßen der inneren Stadt stehen in langen Reihen die manchmal 4-6 Stock hohen, steinernen Häuser, die Giebel nach der Straße zu gekehrt. Auf dem Marktplatze befinden sich „unterschiedliche Wasserkästen“, in welche das Wasser durch künstliche Kanäle geleitet wird. Ihn ziert das große, steinerne Rathhaus, nach italienischer Manier mit einem flachen Dach und inwendigen großen Sälen und Zimmern, und über dem Rathhause erhebt

sich der 2 mal durchsichtige, mit einer schönen Gallerie und Uhrwerk und einem vergoldeten Knopfe versehene hohe Thurm, aus welchem sich täglich die Musikanten hören lassen. Den Marktplatz umgeben die noch jetzt vorhandenen steinernen Lauben und die Häuser am Markte sind durchweg Handels- oder Wirthshäuser; er ist eben das Centrum des Verkehrs.

In der Umgebung Hirschbergs sind die Wälder bedeutend gelichtet. Aber nach dem Gebirge zu ist der Wald noch dicht und auch noch von Raubthieren bewohnt. Der Chronist Dr. Lindner sagt von der Gegend am Zacken in seinem „Lob des Zackenflusses“ (Hirschberg 1738):

O, wie mancher muntre Hirsch labet sich aus deinen Quellen,
O, wie mancher Rehbock trinkt aus den frischen Wasserfällen,
O, welch' eine Schaar von Hasen, o, wie manches wilde Schwein,
Will allein in deinen Wäldern und in deinem Umzirk sein!
Würden Luchs und Bär und Wolf nur so willig aufgenommen,
O, wie gerne würde sie — doch, wer sieht sie gerne kommen?

Lindner bemerkt dabei, daß er, während er dieses schreibe — also im April 1738 — die Nachricht erhalte, daß in dem Hermsdorfer Walde ein 98 Pfund schwerer Wolf von bewunderungswürdiger Größe und Stärke erlegt worden sei, welcher schon seit 20 Jahren das Gebirge unsicher gemacht. Auch wisse ja noch Jedermann, wie erst kürzlich zwei vornehme Jäger in unserer Hirschberger Gegend zwei große Hirsche erlegt hätten.

Und aus den Wäldern schauen von Bergeshöhen alte Bekannte zu uns hernieder, die Ruinen der im Hussitenkriege zerstörten Burgen: des Molkenhauses bei Eichberg, der Burg auf dem Schloßberge im Grünbusch, die Ruinen des St. Anna-Kirchels bei Seydorf und in weiterer Ferne die der Burg Falkenstein. Die Burg auf dem Hausberge war nach dem Hussitenkriege von den Hirschbergern selbst mit Erlaubniß des Kaisers abgetragen worden. Wohlerhalten aber waren die Burgen: Kynast bei Hermsdorf, Bolkenstein bei Jannowitz und Kemnitz. Letztere spielte im 30jährigen Kriege eine Rolle, wurde im Jahre 1640 von dem schwedischen General Stahlhans mit einer starken Garnison versehen, aber dessen ungeachtet nachher von den Kaiserlichen genommen. In der Ferne hielten Lähnhaus und Greiffenstein gewissermaßen gegen die Lausitz Wacht.

Hirschberg
im 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.
Von Bassenge, Bürgermeister.
[Fortsetzung.]
„Der Wanderer im Riesengebirge“, 24/1883, Seiten 4-7

Kynast und Bolkenstein dienten nur als Zufluchtsstätten für die Umwohner in Kriegszeiten, sonst hatten sie keine militärische Bedeutung, da sie zu abgelegen waren. Die Abgelegenheit der Burg Kynast gab selbst ihrem Besitzer, Grafen Schaffgotsch, einmal Veranlassung zu einem Scherze, den uns Lucae erzählt: Einer von des Grafen Bedienten ambirte beständig ein höheres Amt und der Graf versprach ihm – eben scherzweise –, ihm die Hauptmannschaft auf dem Kynast und zu seiner Besoldung alle Zölle von den vorbeipassirenden Frachtwagen und Kaufmannsgütern zu geben. Der Beamte, dem des Orts Gelegenheit unbekannt war, nahm das mit Dank als große Gnade an und hoffte, ein gutes Stück Geld zu verdienen. Als aber Jahr und Tag verging, ehe der erste Frachtwagen vorüber fuhr und Jemand den ersten Heller Zoll entrichtete, merkte er, was in diesem Winkel zu thun wäre, supplicirte um seine Entlastung und wollte gern einem Anderen die Zollverwaltung auf dem Kynast abtreten.

Die Burg Kynast überdauerte den 30jährigen Krieg. Bolkenstein aber wurde in demselben von dem schwedischen General Königsmark erobert und von Torstenson zerstört.

Das Weichbild von Hirschberg war ausgedehnt; es umfaßte die heutigen Kreise Hirschberg und Schönau und Theile der Kreise Bolkenhain und Löwenberg. Unter Weichbild – von vicus Stadt und Bild, d. i. Wappen der Stadt – versteht man die Stadtflur, oder den zu einer Stadt gehörigen Gerichtsbezirk oder auch das Gebiet des Stadtrechtes, welches innerhalb der Stadt entstanden war und nach welchem alle Streitigkeiten, welche innerhalb des Weichbildes vorfielen, entschieden werden sollten. Im Weichbilde von Hirschberg finden wir die heutigen Namen von Ortschaften und bekannten Geschlechtern, z. B. Warmbrunn, den Grafen Schaffgotsch, Schmiedeberg, den Grafen Tschernin gehörig, Schönau, Schildau und Lomnitz mit Schlössern der Freiherren von Zedlitz, Fischbach mit einem Schlosse der Herren von Canitz, Kupferberg mit einem Rittersitze der Herren v. Fürst, Kauffungen im Besitze der Herren von Sack und Langenau im Besitze der Herren von Leit. Alle diese Ortschaften gehörten zum Weichbilde der Stadt Hirschberg und noch

heute besteht zwischen der letzteren Stadt und den Städten und Dörfern ihres früheren Weichbildes ein besonders lebhafter Verkehr.

Das 17. Jahrhundert fand in Hirschberg ein wohlsituirtes und wohlorganisirtes Gemeinwesen in einem wohlsituirten und wohlorganisirten Lande und die Zustände des letzteren fanden in Hirschberg ihr getreues Abbild.

Die Karte von Schlesien mit seinen 6 Fürstenthümern (Teschen, Ratibor, Oppeln, Troppau, Jägerndorf und Neisse) und der freien Standesherrschaft Pleß in Oberschlesien, und seinen 11 Fürstenthümern (Breslau, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Glogau, Sagan, Oels, Wohlau, Liegnitz, Brieg und Crossen) mit dem Schwiebuser Kreise und den freien Standesherrschaften Wartenberg, Militsch und Trachenberg in Niederschlesien, sah zwar noch ziemlich bunt aus, aber doch hatte sich das Land seit dem Hussiten-Kriege erheblich consolidirt. Breslau war unbestritten die Hauptstadt des Landes und der Sitz seiner Central-Behörden. Zwar residirte der König von Böhmen selbst, zu dessen Krone Schlesien gehörte, nicht in Breslau, wohl aber in der Regel sein Stellvertreter, der von ihm – manchmal auf Präsentation der Stände – ernannte Ober-Landes-Hauptmann. Gewöhnlich war dieses einer der schlesischen Fürsten oder der Bischof von Breslau. Er bezog ein für die damalige Zeit ansehnliches Einkommen von 12.000 Gulden jährlich und hatte einen Kanzler und eine Ober-Amts-Kanzlei zur Seite, deren Ernennung ebenfalls vom Könige ausging. Seine Functionen bestanden hauptsächlich in der Aufrechterhaltung der Fundamentalgesetze des Landes in der Pflege der Justiz und der allgemeinen Landes-Polizei, in der Fürsorge für das Kriegswesen, Execution der Königlichen Mandate und Zusammenberufung der Stände, deren es vier gab: 1. die regierenden Landesfürsten. 2. die freien Standesherren, 3. die Grafen, Barone und Edelleute und 4. die Bürgermeister, Rathmänner, Stadtvögte und Schöppen in den Städten und die Erb - und Gerichts -Schulzen in den Dorfschaften. In dem jetzigen „Landeshauptmann von Schlesien“ ist von dem alten Landeshauptmann nichts übrig geblieben, als die historische Reminiscenz des Namens.

Der Ober-Hauptmann war der oberste Königl. Beamte; aber lange nicht der einzige. Neben ihm und seiner Ober-Amts-Kanzlei hatte eine aus einem Präsidenten, einem Vice-Präsidenten und 6 Kammerräthen bestehende Kammer die Verwaltung der Königl. Güter und Steuern zu besorgen. Sie war geschaffen worden durch die Kammer-Ordnung von König Ferdinand I. vom 21. November 1558, und war eine wichtige Behörde. Der König verlieh das Amt des Kammer-Präsidenten nur an Per-

sonen, welche sein besonderes Vertrauen besaßen. Darunter war z. B. ein Herr, dessen Namen schon für Hirschberg aus naheliegenden Gründen von besonderem Interesse ist. Er hieß mit seinem vollem Titel:

„Christoph Leopold, des Römischen Reiches Semper-Frei, Graf von Schaffgotsch, Freiherr zu Trachenberg, Erbherr zu Greiffenstein, Kynast und Boberröhrsdorf, Kaiserlicher Geheimer Rath, Kämmerer und der beiden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer Erb-Hofrichter.“

Lucae nennt ihn einen unvergleichlichen Herrn und Schlesiens Zierde und rühmt seine ungemeine Klugheit und Tüchtigkeit, vermöge deren er sich bei verschiedenen Ambassaden an Königlichen Höfen mit großem Ruhme bedeckt habe.

Zum Ressort dieser Kammer gehörten zahlreiche Beamte. Sie hielt sich in jeder Stadt einen Zoll-Einnehmer, und wo der Verkehr stärker war, Zollbereiter, welche die Frachtwagen und Kaufmannsgüter unter Aussicht halten und Zoll-Contraventionen zur Anzeige bringen mußten. Außerdem saß in jeder Fürstenthums-Residenz-Stadt ein Ober-Bier-Accise-Einnehmer und in jedem Landstädtchen ein Unter-Einnehmer, welches Amt manchmal von einem Rathsherrn bekleidet wurde. Diese Zoll- und Bier-Gefälle-Einnehmer hatten die von ihnen eingenommenen Gelder an das Ober-Zollamt in Breslau abzuführen und dort Rechnung zu legen und das Ober-Zollamt lieferte dann die Gelder an die Kammer ab. Der Steuer-Erhebungs-Apparat war also ganz wohlorganisirt, und der Kammer war besonders anempfohlen, darauf zu sehen, daß keines der Regalien dieses „herrlichen Landes“ Schaden leide. Zu den Regalien, welche der Obhut der Kammer anvertraut waren, gehörte auch das Post- und Münzwesen, und namentlich auf dem Gebiete des Münzwesens fand sie ein weites Feld für ihre Thätigkeit. Es herrschte dort eine glänzende Verwirrung. Außer dem Könige prägten auch die Landesfürsten und viele Städte Geld und viele fremde Münzsorten: Meißener Schwerdt-Groschen, Böhmisches Weißgroschen, Polnisches Geld, Danziger Münzen u.s.w. cursirten. Am Ende des 17. Jahrhunderts überschwemmte dazu noch der Ober-Landeshauptmann von Schlesien selbst, zugleich Cardinal und Bischof von Breslau, Landgraf Friedrich von Hessen, das Land mit seinen hessischen Münzen. Bei dem Prägen ging's nicht immer ganz richtig zu, vielmehr suchte Jeder, der einmal Geld prägte, dabei auch einen ansehnlichen Vortheil herauszuschlagen. Einst prägten die Glogauer und Freistädter neue Heller und setzten die alten, besseren außer Cours. Als aber das Volk darüber ergrimmte und mit Aufruhr drohte, mußten sie die alten Heller im alten Werthe und Ge-

brauche lassen und halfen sich dadurch aus der Noth, daß sie — einen Getreidezoll einführten. Dafür verhöhnte sie der Volkswitz in dem Sprüchlein, welches bald gang und gäbe wurde:

„Der Glogauer Gebot,
Der Freistädter Roth,
Der Sprottauer Urtel
Geschehen selten ohne Furtel.“

Die Fürsten machten es nicht besser. Einmal übernachtete ein Fremder in einem Landes-Fürstenthum im Wirthshause und wollte am andern Morgen seine Rechnung in Landesmünze bezahlen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Wirth nahm das Geld nicht an und als der Fremde seine Verwunderung darüber aussprach und den Wirth fragte, ob er denn das Bild seines Landesherrn auf den Münzen nicht wiedererkenne, verneinte dies der Wirth mit den Worten: Nein, denn er hat keine so rothe Nase.

Aber nicht immer ging es mit solchem Humor ab, manchmal entstand Tumult und Aufruhr; Rudolph II. und Ferdinand II. erließen Münzordnungen. Indessen verschlimmerte sich die Sache im 30jährigen Kriege noch durch die Zeitverhältnisse und das bekannte Treiben der Kipper und Wipper, und erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts verdrängte allmählich das Kaiserliche Geld die Landes- und anderen Münzen. War demnach auf dem Gebiete des Münzwesens längere Zeit erforderlich, ehe etwas Ordnung geschaffen werden konnte, so war dies doch auf anderen Gebieten schon am Anfange des 17. Jahrhunderts in Schlesien recht wohl gelungen. Es gab eine sehr umfangreiche Landes-Polizei-Ordnung, welche Kaiser Rudolph II. im Jahre 1577 erlassen und der Ober-Landes-Hauptmann Martin Gerstmann aus Bunzlau († 1585), Bischof von Breslau, noch bedeutend erweitert hatte; es gab Mühlen-Ordnungen, Markt-Ordnungen, Zunft-Ordnungen, Post-Ordnungen, Medicinaltaxen u.s.w. und auch das Kriegswesen war wohl geordnet. Das Land war in 4 Kreise getheilt, deren jeder unter einem Kreis-Obersten stand. Sie sollten sich gegenseitig zu Hilfe kommen und zur ersten Hilfe sollten immer 4.000 deutsche Reiter vom Lande und 8.000 Mann Fußvolk aus den Städten gerüstet sein. Wenn Breslau angegriffen würde, sollte sich das ganze Land erheben. Die gesamte Kriegsmacht, welche Schlesien in's Feld stellen konnte, wurde auf 20.000 Mann Fußvolk und 6.000 Reiter geschätzt, doch hatte das Land dem Kaiser zu seinen Türken- und anderen Kriegen bislang nur immer ein erheblich geringeres Contingent zu stellen gehabt. Die Haupt-Wehrkraft des Landes lag in den Städten. Sie waren fast alle gut befestigt und mit Waffen gut

ausgerüstet, und noch im Jahre 1578 beschlossen die Stände, 25 Städte in besonders guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die Bürger waren in den Waffen geübt, sie hielten in den Schützen-Gilden ihre Schießübungen, lernten häufig die Büchsenmacherei, und was sie nicht selbst wußten, das sahen sie den ab und zu bei ihnen im Quartier liegenden Soldaten ab. Auf dem Lande ließ man Waffenübungen nicht gern zu; dessen ungeachtet aber erwies sich, wenn es zur Aushebung kam, das Landvolk anstellig zum Kriegsdienste und wurde namentlich gern bei der Reiterei verwandt.

In der Rechtspflege machten sich das Laien-Element und das Ständewesen stark geltend. Die Fürsten hatten ihr Fürstenrecht. Im Jahre 1497 gerieth Herzog Nicolaus von Oppeln auf dem Fürstentage zu Neisse mit dem Ober-Hauptmann, Herzog Casimir von Teschen, und dem Bischof von Breslau in Streit, zog die Klinge und verwundete Beide. Darauf flüchtete er in die Kirche, welche als eine Freistatt galt, aber der Bischof ließ ihn wieder herausholen und überantwortete ihn den Stadt-Schöppen. Diese machten kurzen Proceß mit ihm, verurtheilten ihn zum Tode und ließen ihn schon am anderen Tage auf dem Markte in Neisse in Gegenwart aller Fürsten enthaupten. Dies hielt man für eine Uebereilung der Fürsten und schon im nächsten Jahre führte König Wladislaus das Fürstenrecht ein, nach welchem die Fürsten vor der Ober-Amts-Kanzlei unter Vorsitz des Ober-Hauptmannes Recht zu nehmen hatten.

Einen durchaus ständischen Charakter hatten ferner: das Zwölferrecht, bestehend aus dem Landeshauptmann des Fürstenthums, 4 Ober-Rechts-Sitzern und 12 adligen Beisitzern; das Mannrecht, bestehend aus dem Hofmeister, 3 adligen Beisitzern und im Fürstenthum Schweidnitz-Jauer noch aus 2 Schweidnitzer Rathsherren, und endlich wohl auch das Dreiding auf dem Lande, welches aus dem Gutsherrn, dem Landvogte – eine Behörde, ähnlich dem heutigen Landrathe – und dem Schulzen des Ortes bestand. In den Städten lag die Gerichtsbarkeit zum Theil in den Händen des Bürgermeisters und des Rathes. Allgemeine landesherrliche Rechts-Institutionen waren das Landrecht, welches aus dem Landeshauptmann des Fürstenthums mit seinem Kanzler und Landrichter und 15 Landschöppen bestand und alljährlich aller Orten, worunter vermuthlich nur die Weichbildstädte zu verstehen sind, 2 mal abgehalten wurde, und die Hofgerichte, bestehend aus dem Hofrichter und 4–5 Erbschulzen als Hof-Schöppen. Die Appellation ging immer an die Landes-Kanzlei und von da an das Appellationsgericht in Prag und die Hof-Kanzlei in Wien. Die Landes-Kanzlei wurde aber nicht selten, namentlich von den Städten, übersprungen, ohne daß das Prager Appellations-

Gericht die Sachen deshalb zurückgewiesen hätte.

Die Schlesier waren stolz auf diesen gewaltigen Verwaltungs- und Gerichts-Apparat und Lucae nennt ihn das „Licht des schlesischen Horizontes“. „Alle diese unterschiedenen Arten der Obrigkeiten“, sagt er, „administriren über ihre Untergebenen sowohl die allgemeine als die besondere Gerechtigkeit, die allgemeine Gerechtigkeit, wie sie ein kurzer Begriff aller Tugenden ist, der sich selbst die Obrigkeiten müssen unterwerfen, die besondere Gerechtigkeit, welche sie als Richter dermaßen in bürgerlichen Sachen handhaben, damit einem Jeden Recht und Billigkeit, den Guten Belohnung, den Bösen Bestrafung widerfahre.“

Das Land befand sich wohl dabei; – ob „wegen“ oder „trotzdem“ wollen wir unentschieden lassen. Zwar zogen, obgleich die Zeit der „Landsknechte“ längst vorüber war, noch viele Bettler unter der Firma „alter Landsknecht“ im Lande umher, aber man hatte die Mittel, sich ihrer zu erwehren. Sie sollten von den Gemeinden Unterstützungen bis zu dem ansehnlichen Betrage von 2 Rthlr. – das ganze Jahreslohn einer Dienstmagd auf dem Lande – erhalten, aber wenn sie wiederkamen, wurden sie eingesperrt und dann, nachdem sie Urfehde geschworen, des Landes verwiesen. Der Luxus bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen und in den Trachten war so groß, daß Verordnungen dagegen erlassen wurden. Die Statuten des Dreidings verboten den Bauern, bei einer Hochzeit mehr als 6 Tische, dem Gärtner, mehr als 3 Tische, dem Dienboten mehr als 2 Tische Gäste zu laden und zu besetzen; und die Weiber sollten an Sammet, Atlas, Damast und Thobin nicht mehr als je $\frac{1}{4}$ auf ihren Halskollern und Mützen tragen und weder Gold noch Silber darauf legen.

Die Ernten waren gut gewesen, wie uns in einer Polizei-Ordnung Kaiser Rudolphs II. vom Jahre 1577 ausdrücklich bestätigt wird, und trotz aller Münzverwirrung blühten Handel und Wandel. Die Schlesische Kaufmannschaft stand in lebhafter Verbindung mit allen großen Handelsstädten, als Paris, London, Lissabon, Venedig u.a.m.

Bezeichnend für das Maaß dessen, was an Luxus vom Lande geleistet werden konnte, ist ein Vorgang, welcher sich im Anfange des 17. Jahrhunderts in Breslau abspielte. Breslau feierte auch damals „Kaisertage“. Am 18. September 1611 kam König Mathias dorthin, um sich huldigen zu lassen. Er wurde bei der Peltz-Brücke, $\frac{1}{2}$ Meile vor Breslau, von dem Ober-Hauptmann von Schlesien, Herzog Carl II. von Münsterberg, empfangen, und der Syndikus von Breslau, Dr. Christoph Hentscher, überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, welche ihm der König durch seinen obersten Kanzler wieder aushändigen ließ. Am Niclas-Thor stieg der

König zu Pferde und nun erfolgte der Einzug, dessen solide Pracht den äußeren Glanz der vorjährigen „Kaisertage“ weit hinter sich ließ. Den Zug, welcher im Ganzen weit über 4.000 Reiter enthielt, eröffneten 3 vornehme Breslauer Bürger, denen eine berittene Compagnie der Bürgerschaft von 300 Mann in schönen Montirungen folgte. Dann kamen 16 Abtheilungen der schlesischen Fürstenthümer, die Reiter, mit Ausnahme der Reisigen, sämtlich in Sammet und Atlas von allen möglichen Farben, schwarz, weiß, roth, grün, blau etc. gekleidet, mit goldenen Ketten be-
hangen, das Haupt mit Baretten mit farbigen Federn und allerlei ande-
rem Zierrath bedeckt, dazwischen glänzende 6spännige Wagen und eine
Menge von neapolitanischen, tartarischen, türkischen und anderen
Handpferden mit bordirten, samtenen Decken, Geschirr und Sattelzeug
mit Paradiesvogel-Federn, Gold- und Edelsteinen geschmückt, jede Ab-
theilung durch Musikcorps von Pauken und Trompeten begleitet. An die
16. Abtheilung schloß sich des Königs Dienerschaft, mehr als 100 Perso-
nen in glänzenden Livreen, zum Theil Ungarn in ihrer Nationaltracht,
mit einer fliegenden, roth-weiß-grünen Fahne, dann 10 Edelknaben des
Königs mit Wämsern von weißem Atlas und rothsamnten Leibern,
mit fliegenden Aermeln und wälschen Schnitthosen, rothen Strümpfen
und rothsamnten spanischen Hüten mit roth-weiß-grünen — es sind
die ungarischen Farben — und weißen und goldenen Hutschnüren. Ih-
nen folgten des Königs vornehme Räthe und die Breslauer Rathsherren,
die Schlesischen freien Standesherrn und die Schlesischen Herzöge im
fürstlichen Ornate, jeder von 12 Trabanten mit blanken Partisanen geleit-
tet. Dann kam des Königs Hofmarschall, Freiherr v. Cosenstein, und
endlich der König selbst auf einem schönen fahlgelben Fuchs in ungari-
scher Kleidung, reich mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt, auf
jeder Seite 50 Trabanten in den ungarischen Farben, mit rothsammetnen
spanischen Baretten und blanken Hellebarden. Dem Könige folgten seine
hohen Würdenträger, dann 2 Schwadronen Wallonen á 100 Mann, die
deutsche Leibgarde, endlich des Königs Leibkutsche, welche mit schwar-
zem Sammet ausgeschlagen, und an der Alles, was sonst von Eisen zu
sein pflegt, von Silber war, und 48 andere Leibkutschen der Schlesischen
Fürsten und der hohen Würdenträger, theils mit 4, theils mit 6 Pferden
bespannt. Sobald der König Nachmittags 3 Uhr am Niclas-Thor ankam,
salutirten 100 schwere Geschütze und fingen alle Glocken an, zu läuten,
ein Fähndrich, der auf dem Thore stand, schwang lustig seine Fahne,
und alle Pauker und Trompeter fielen mit ihren Instrumenten ein. Auch
von allen Thürmen wurde vocaliter und instrumentaliter Musik ge-
macht. In den Straßen bildeten erst die wohlmontirten Musquetiere und

dann 25 Compagnien der bewaffneten Bürgerschaft Spalier. Auf dem Marktplatze war eine Ehrenpforte errichtet, auf welcher eine Statue der Gloria stand. Sie hielt dem König einen Lorbeerkranz entgegen, und als er die Ehrenpforte passirt hatte, drehte sie sich nach ihm um und streckte wieder die Arme mit dem Lorbeerkranze nach ihm aus. Der König ritt nach der Dom-Insel, wo er vom Pferde stieg und in der Kirche von der Geistlichkeit empfangen wurde. Die Stände hatten ihm eine Wohnung einrichten lassen, zu deren Herstellung 3 große Häuser durchbrochen und inwendig mit einander verbunden wurden. Sämtliche Gemächer waren mit rothem Tuch und kostbaren Tapeten bekleidet und mit kostbaren Möbeln ausgestattet worden. Die Huldigung wurde in der Königl. Burg, im Uebrigen aber, trotz der solennen Empfanges, nicht ohne Schwierigkeiten geleistet, indem der König erst alle Postulata und Gravamina der Stände anhören und alle ihre Privilegien bestätigen mußte – etwa wie heute ein constitutioneller Fürst zunächst den Verfassungseid leisten würde. Nachher aber begann eine lange Reihe von Festlichkeiten, Gastmählern, Ringrennen u. s. w. und die „Kaisertage“ dauerten bis zum 17. October 1611, wo der König mit seinem Gefolge von nicht weniger als 1.210 Personen wieder nach Wien abreiste. Der Glanz jener Tage aber wirft ein helles, nicht unfreundliches Licht auf die damaligen Zustände, auf den Reichthum und die Kraftfülle des Landes.

Die Bevölkerung war zahlreich und betrug wohl mehrere Millionen. Bei der Errichtung der Defensionsordnung vom Jahre 1578 hatte man rund 140.000 Männer, welche entweder für sich allein oder collectiv Mannschaften zum Krieg-Heere zu stellen hatten, gezählt, darunter 2.250 Edelleute, 35.000 Bürger und 100.000 Bauern etc. Das geistige Leben war rege.

Hirschberg

im 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Von G. Bassenge, Bürgermeister.

(Fortsetzung.)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 25/1883, Seiten 3-6

Zwar hatte Schlesien nur erst fünf Gymnasien, aber es besaß eine Menge anderer guter Schulen. Das geistige Leben culminirte in der religiösen Bewegung, welche von Luther ausgegangen war und ganz Deutschland, man kann sagen, die ganze Welt erfaßt hatte. In Schlesien fand das Lutherthum einen sehr empfänglichen Boden, denn so schlimm auch die Hussiten im Lande gehaust hatten, ihre Lehren, namentlich die

utraquistische, hatten bei Hoch und Niedrig Wurzel gefaßt. Ein großer Theil der Fürsten und Stände ergab sich dem Lutherthum und ein großer Theil des Volkes folgte ihm nach. Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede (1555) hatte ihnen Duldung zugesichert und der gelehrte und milde Bischof von Breslau Balthasar von Promnitz that ihnen Nichts zu Leide. Schlimmer war es unter seinem Nachfolger Caspar von Logau; aber hier hielt Kaiser Ferdinand I. seine schützende Hand über sie, und Logaus Nachfolger, der oben bereits erwähnte Bischof Martin Gerstmann, Ober-Hauptmann von Schlesien, ein außerordentlich begabter, aufgeklärter und tüchtiger Mann, stand mit den Evangelischen auf dem besten Fuße und war ein intimer Freund des Herzogs Georg von Brieg, welcher den evangelischen Prediger Zimmermann als zweiten Hofprediger und Superintendenten an seinen Hof berief. Beide, Bischof Gerstmann und Herzog Georg, wurden mehrfach vom Kaiser beauftragt, Händel zwischen den Katholiken und den Evangelischen zu schlichten und führten das stets mit großem Geschicke aus. Dessen ungeachtet herrschte viel Unruhe im Lande und die Gemüther blieben in beständiger Aufregung, denn vom päpstlichen Stuhle und dem katholischen Clerus ging eine beständige Opposition gegen den Augsburger Religionsfrieden aus. Deshalb fanden sich auch im Jahre 1609 die evangelischen Stände Schlesiens unter Zustimmung des Ober-Hauptmanns, Herzogs Carl II. von Münsterberg, bewogen, eine Deputation, welche aus dem Freiherrn Weighard von Promnitz, Siegismund von Burghaus, dem Fürstlichen Rath Dr. J. U. Andreas Geißler aus Liegnitz und dem Rathsherrn Wenzel Otter aus Schweidnitz bestand, nach Prag zu senden, um von Neuem Confirmation der freien Religionsübung zu erbitten. Sie wirkten auch wirklich den Majestätsbrief und Privilegium über das freie Exercitium der Augsburgischen Konfession im Lande Schlesien von König Rudolph unter Contrasignatur des Prager Burggrafen Adam von Sternberg aus. Damit begnügten sich indessen die Schlesischen Stände noch nicht, sondern schlossen am 25. Juni 1609 noch ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit den Böhmisches Ständen zur Vertheidigung der evangelischen Kirche. Die Dinge spitzten sich immer mehr zu. Als König Rudolph, ein wohlwollender Freund der Schlesier, im Jahre 1612 gestorben war, erfolgten Hebelgriffe auf Hebelgriffe gegen die Evangelischen. Der 1613 zur katholischen Konfession übergetretene Herzog Adam Wenzel von Teschen wollte seine Unterthanen zwingen, ein Gleiches zu thun; man schloß und plünderte evangelische Kirchen. Im Jahre 1616 ließ der Bischof Carl zu Neisse zweien vornehmen protestantischen Bürgern die Köpfe abschlagen und griff öffentlich den Majestätsbrief hart an.

Das waren traurige Zeichen der vorhandenen Aufregung; der wackere Oberhauptmann Carl von Münsterberg konnte sie nicht hindern, und als nach seinem im Jahre 1617 erfolgten Tode der vorerwähnte Convertit Adam Wenzel von Teschen sein Nachfolger wurde, so besserte dies an den Verhältnissen nichts, und im nächsten Jahre loderte in lichter Flamme das furchtbare Kriegsfeuer auf, welches Deutschland 30 Jahre lang verwüstete und so herunter brachte, daß es 2 Jahrhunderte brauchte, um sich wieder zu der vorigen Blüthe und dem vorigen Wohlstande zu erheben. Doch die Darstellung des 30jährigen Krieges gehört der Weltgeschichte an, nicht hierher.

Von dem eben geschilderten Hintergrunde der allgemeinen Zustände Schlesiens heben sich, in den Grundzügen mit ihnen übereinstimmend, die Bilder unseres Jauer-Schweidnitzschen Fürstenthums und unserer Stadt Hirschberg ab.

Das Herzogthum Schweidnitz-Jauer war von dem Herzoge Boleslaus von Schweidnitz seinem Schwiegersohne, König Carl IV. von Böhmen zum Brautschatze geschenkt worden und sonach Erb-Fürstenthum. Es gehörten dazu die Weichbild-Städte: Jauer, Hirschberg, Löwenberg, Bunzlau, Schweidnitz, Striegau, Bolkenhain, Landeshut und Reichenbach, also das ganze Gebirge mit einem weiten Umkreise.

Wie Schlesien seinen Ober-Hauptmann, so hatte jedes Fürstenthum seinen Landes-Hauptmann, und der Landes-Hauptmann des Fürstenthums Schweidnitz-Jauer residirte mit seiner Landes-Kanzlei in Schweidnitz. Wir finden unter den Männern, welche dieses Amt bekleideten, manche wohlbekannte Namen: Schaffgotsch, Hohberg, Logau, Seidlitz, Zedlitz, Nostitz u. a. m.

Der größte Theil des Ländchens zeichnete sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus, und in den gebirgigen Gegenden wurde Bergbau getrieben. Wenn auch die Goldwäsche im Zacken aufgehört hatte und die früheren Silberwerke in Gottesberg, Dittmannsdorf, Altenberg, Schmottseiffen, Iserwiese etc. und die Goldwerke in Langenau bei Hirschberg und in der Gegend von Striegau und Löwenberg wüst standen, so war doch noch der Steinkohlen-Bergbau in Gottesberg und Waldenburg und der Eisenstein-Bergbau in Schmiedeberg in schwunghaftem Betriebe. Im Riesengebirge wurde Gold und Silber immer noch, namentlich von Italienern, viel gesucht, aber wenig gefunden, doch sagt man, daß ein Italiener an der Quelle des Zacken soviel Gold zusammengebracht habe, um sich davon ein prächtiges Haus in Venedig bauen zu können, welchem er die Inschrift gab: „Montes Chrysocreos fecerunt nos Dominos“; und ergiebig war die Ausbeute an Edelsteinen: Rubinen, Smaragden,

Saphiren, Amethysten etc.

In Hirschberg selbst blühte die Schleier- und Leinwandweberei, welche Jacob Girnth im Jahre 1570 nach Hirschberg gebracht hatte, und welche mitten im 30jährigen Kriege von Christoph Schwanitz noch so erheblich verbessert wurde, daß sie bei den Kriegobersten, welche Hirschberg heimsuchten und oft an die Stadt unerschwingliche Forderungen stellten, außerordentlichen Beifall fand.

In unserer Nachbarstadt Löwenberg verfertigten im Jahre 1617 dreihundert Tuchmacher 13.702 Tuche (1 Tuch = 32 Ellen), welche größtenteils noch Böhmen, in's Reich und nach Polen gingen. Die Stadt selbst war größer als jetzt und hatte 758 Häuser und 6.500 Einwohner. Schmiedeberg führte seinen Namen mit der That. Der dort gewonnene Eisenstein wurde von vielen Schmieden, Schlossern und Büchsenmachern in Schmiedeberg selbst verarbeitet, und die Arbeit nährte ihren Mann. Warmbrunn lebte vom Fremden-Verkehr, von Holz-Schnitzerei und Drechslerei. Uebrigens war die Fabrikation von allerhand „Schnabelweide und Schleckereien“ auch schon eingebürgert. Als Bad berühmt war es namentlich von vornehmen Leuten sehr besucht; im Jahre 1687 brauchte die Königin von Polen die dortige Kur und hatte nach damaliger Sitte ein Gefolge von etwa 1.000 Personen bei sich, die aber alle ganz gut untergebracht werden konnten. Warmbrunn war also schon vor mehr als 2 Jahrhunderten ein bedeutender Ort. Die anderen im Fürstenthum gelegenen Bäder und Brunnen: Salzbrunn, Altwasser, der Brunnen bei Tannhausen (Charlottenbrunn) und der bei Reichenau hatten erheblich weniger Zulauf, und der Sauerbrunnen bei Giehren, da wo der Queis entspringt, war schon im 17. Jahrhundert in Folge des Eindringens wilden Wassers verfallen.

Die Stadt Hirschberg war, wie bereits angedeutet, wohl situirt. Der Besitzstand der Kämmerei war ziemlich so, wie jetzt; von den beiden Hospitälern zum heiligen Geist und zum heiligen Leibe Christi sagte man, daß sie sich bedeutender Intraden erfreuten, wovon leider, namentlich in Beziehung auf das erstgenannte Hospital, jetzt wenig mehr zu merken ist.

Das Gemeinwesen war auch wohlorganisirt. Die mit großen Machtbefugnissen ausgestatteten Bürgermeister — das Recht der Localgesetzgebung war z. B. viel ausgedehnter als jetzt — waren größtenteils Juristen, mitunter recht gelehrte Juristen, oder anderweitig akademisch gebildete Männer. Man hielt bei denen, in deren Hände man das Stadt-Regiment legte, auf Bildung und Character. Lucae sagt über die Hirschberger Stadtverwaltung, „daß der durch freie Kur erwählte Magistrat

aus lauter qualificirten Leuten bestanden habe, welche die Justiz und der Stadt Privilegia vorsichtig schützten.“ In der That finden wir, daß der Magistrat immer darauf hielt, daß z. B. die alten Privilegien der Stadt von jedem neuen Kaiser immer wieder von Neuem bestätigt und neue Privilegien dazu erworben würden.

Ein altes Sprüchwort sagt, daß man an 3 Dingen das wohleingerichtete Regiment einer Stadt erkenne, wenn nämlich die Schule, die Uhr und der Steinweg auf der Straße wohlgeordnet und gut eingerichtet sei – Forderungen, welche selbst für die damalige Zeit rechtmäßig zu nennen waren. Hirschberg erfüllte sie, war sich aber auch zugleich darüber klar, daß es damit nicht genug wäre. Die Forderungen, welche an die Städte, als die Träger der Cultur und der Geistesfreiheit gestellt wurden, gingen viel weiter und die Ausgaben, welche die städtische Verwaltung namentlich im 30jährigen Kriege zu lösen hatte, gingen weit über die Instandhaltung der Schule, der Thurmuhre und des Straßenpflasters hinaus. Die lateinische Schule in Hirschberg erfreute sich schon im 16. Jahrhundert unter ihrem berühmten Rector Magister Christophorus Schillingius eines guten Rufes. Zu seinen Schülern gehörte u. a. David Pareus, Dr. der Theologie und 1566 Professor in Heidelberg. Auch andere tüchtige Männer gingen aus dieser Schule hervor, z. B. Caspar von Thielisch, Kaiserl. Rath Rudolph II., Georg Kall, Königl. Appellationsrath in Prag und Gesandter in Moskau und Siebenbürgen, Enoch Kall, Rath des Herzogs August von Sachsen-Lauenburg, Laurentius Kornerus, Syndikus von Nürnberg, Martinus Kornerus, Med. D. und Physikus in Hamburg, Mathäus Kornerus, J. U., Scinalius, ein berühmter Advocat, Melchior Anger Rath des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu Heidelberg (reformirt). Georg Weinrich, Dr. theol., evangelischer Prediger und Professor in Leipzig, Siegismund Hosemann, evangelischer Superintendent in Lüneburg, Hieronymus Thilesius,¹ erster evangelischer Prediger zu Eger in Böhmen, Georg Thilesius, Med. Dr. und Professor in Leipzig. Melchior Walter, evangelischer Prediger in Rawitzsch, Johann Fischer, evangelischer Prediger in St. Georgen in Nieder-Ungarn, Pancratius Vulturinus, berühmter Orator und Poeta zu Padua u. a.

Aus der großen Zahl evangelischer Geistlicher, welche aus dieser Schule hervorging, kann man schon schließen, welcher Richtung sie angehörte. Hirschberg hatte sich zum größten Theil dem Lutherthum ergeben und die Protestanten waren vom Jahre 1524 bis zum Jahre 1629 im Besitze der Schulen und der Kirche in Hirschberg. Im Jahre 1566 hatte

¹ Hieronymus Thilesius führte die Reformation in Mühlhausen in Thüringen ein.

die Stadt für diese Schule ein neues Schulhaus gebaut — das jetzige katholische Pfarrhaus — an welchem eine Gedenktafel mit der Inschrift angebracht ist:

Ne teneras mentes tentet violare Pyreneus
Pieridumve animos ne trahat ulla rudis,
Hic ut Pierides habitent Charitumque labores
Extruxit tanta mole senatus opus

Anno MDLXVI mense Julio

cum anno ante XVII universa igni civitas cecidisset.

(Damit nicht Verdummung und Rohheit die Geister und Herzen der Jugend schädige, sondern damit die Musen und Grazien hier ihre Wohn- und Werkstätte aufschlagen, hat der Magistrat im Jahre 1566, 17 Jahre nach dem Brande, durch welchen die ganze Stadt zerstört wurde, dieses stattliche Haus erbaut.)

Die Gedenktafel trägt das Haus heute noch, aber es hat seine Bestimmung geändert. Im Jahre 1654 zogen die Jesuiten in Hirschberg ein und im Jahre 1670 hatten sie es durchgesetzt, daß der Magistrat ihnen das Schulhaus als Wohnung für den Pfarrer, also als Pfarrhaus übergab. Aus der lateinischen Schule ist heute ein blühendes Königl. Gymnasium geworden.

Die drei ersten Decennien des 17. Jahrhunderts waren für Hirschberg noch eine Zeit glücklichen Friedens, wenn die Stadt auch im Jahre 1618 ein kleines Contingent von 5 Mann zu Pferde und 12 Mann zu Fuß zum kaiserl. Heere senden und im Jahre 1620 eine Contribution von 6.510 rthl. an den Kaiser zahlen mußte. Aber das 4. und 6. Decennium brachten über Hirschberg in vollem Maaße alle Leiden des dreißigjährigen Krieges, und als bei dem Friedensfeste am 16. Juli 1650 die Friedensglocken läuteten, da lag die Stadt da, verödet, mit zerschossenen und durch Minen gesprengten Mauern, innerhalb derselben noch so mancher Schutt- und Trümmer-Haufen und außerhalb zerstörte Vorstädte und die Ueberreste der Schanzen, welche Kaiserliche oder Schweden um Hirschberg herum gebaut hatten; ihr Wohlstand gebrochen. Der Krieg hatte seinen Charakter als Religionskrieg nicht verleugnet. Die Sympathien folgten nicht mehr der Gemeinsamkeit der Landesangehörigkeit, sondern der Gemeinsamkeit des Glaubens. Die Katholiken setzten die evangelischen Prediger ab und katholische ein und die Schweden und Sachsen machten es umgekehrt. 1624 wurden die evangelischen Prediger ab und 1632 wieder eingesetzt. Im Jahre 1626 wurden die evangelischen Rathsherren Georg Tilesius und Valentin Süßenbach auf höheren Befehl abgesetzt, und 1636 war Süßenbach wieder Bürgermeister. Gleichzeitig und viel-

leicht im Zusammenhange hiermit wurde an die Stadt die Forderung gestellt, die Pfarrkirche wieder an die Katholiken auszuliefern. 1639 erhielt die Stadt den gemessenen Befehl, bei der Rathswahl nur auf katholische Subjecte zu sehen, und 1630 bereits hatte der Kaiser den Hirschbergern zwar noch ein Privilegium auf Schleierweberei ertheilt, aber nur den katholischen Bürgern. Mit dem religiösen Frieden war es vorbei und die Aufregung wurde noch vermehrt durch halbverrückte Leute, welche als Propheten auftraten und das Volk durch ihre Weissagungen verwirrten und ängstigten. So z. B. ein gewisser Rischmann, der im Anfange der dreißiger Jahre auf dem Prudelberge bei Stonsdorf sein Wesen trieb. Der crasseste Aberglaube herrschte; in jedem Naturereigniß sah man irgendeine Vorbedeutung und „am Himmel geschahen Zeichen und Wunder.“ Manchen ergriff die Verzweiflung. So erschoss sich im Jahre 1640 in Hirschberg ein Bürger während des heftigsten Schießens der Belagerer, eben weil er das Schießen nicht mehr vertragen konnte. Dazu kam die äußere Noth: Truppen-Durchmärsche, Einquartierung, Kontributionen, ansteckende Krankheiten, die Pest, Feuerbrünste, Hungersnoth in Folge der Ueberfüllung der Stadt mit zahlreichen Bewohnern des Weichbildes, welche sich in die Stadt geflüchtet hatten, und alle Schrecken mehrfacher Belagerungen. Im dritten Decennium des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1625, raffte die Pest 506 Personen in Hirschberg dahin, von den eigentlichen Schrecken des Krieges aber blieb die Stadt immer noch verschont. Im Spätherbste des Jahres 1622 bedrohten zwar 10.000 Kosacken (wahrscheinlich Hilfsvölker des Kaisers) die Stadt, zogen aber wieder ab, da sie nicht eingelassen wurden und Reiterei den Einlaß füglich nicht erzwingen konnte und in den Jahren 1627 und 1629 bekam die Stadt kaiserliche Einquartierung, doch nur in geringer Zahl. Im Jahre 1632 aber quartierte sich Oberst Weißbach mit seinem Regimente Kursächsischer Reiterei in der Stadt ein und im Jahre 1633 kam noch Oberst Löser mit einem Regimente Fußvolk dazu. Die Regimenter waren damals sehr stark. Ein vollzähliges Regiment Fußvolk hatte etwa 3.000, ein Regiment Reiterei 800 bis 1000 Mann. Jeder Bürger in Hirschberg erhielt 20 bis 30 und mehr Soldaten in's Quartier, und die Wohlhabenden mußten außerdem wöchentlich 20 bis 40 Rthl. baar erlegen. Man trug das willig, aber noch im Juli 1633, nachdem die Kursachsen abgezogen waren, erschien der Kaiserl. Oberst Spaar vor der Stadt, um sie zu strafen, weil sie die Sachsen eingenommen hätte. Er plünderte die Vorstädte und die Bleichen und legte der Stadt eine Contribution von 40.000 Rthl. aus, wovon jedoch in der Eile nur 10.000 Rthl. aufgebracht wurden und das Uebrige in Vergessenheit gekommen zu sein scheint.

Gleichzeitig wüthete die Pest in Hirschberg und raffte 2.600 Menschen dahin. Im Jahre 1634 quartierte sich General Graf Colloredo im Weichbilde von Hirschberg ein. Die Stadt selbst blieb zwar frei, mußte aber zur Verpflegung der Truppen in den umliegenden Ortschaften einen Beitrag zahlen, der sich zuletzt aus 18.000 Rthlr. belief. Dafür ließ ihr Colloredo, als er abzog, seinen Leibtrompeter als Salve Garde zurück, mit dem schriftlichen Bedeuten, ohne seinen oder eines anderen Generals Befehl keinen Soldaten in die Stadt zu nehmen. Am 19. Juli, des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, sah man aus 3 Straßen Truppen in einer Stärke von etwa 2.000 Mann gegen die Stadt heranziehen. Es waren Kaiserliche; sie begehrten Einlaß, wurden abgewiesen, beschossen die Stadt und schleppten Leitern an's Langgassenthor, um die Stadtmauer zu ersteigen. Der Bürgermeister Friedrich Pohle rief ihnen von einem Rundel aus über den Graben herüber zu, daß er ohne des Generals Colloredo Befehl keinen Soldaten einlassen dürfe und zu Jenem um Hilfe geschickt hätte, was er in der That bereits durch Colloredos zurückgelassenen Leibtrompeter in Ausführung gebracht hatte. Da ließen die Angreifer nun zwar von ihrem Angriffe ab, zündeten aber die Vorstädte an und es verbrannten dort und in der Stadt 341 Wohnhäuser und 56 Scheunen, in der Stadt selbst aber brannten das Rathhaus, die Schulen, 3 Kirchen u.s.w. ab und kein einziges Haus blieb unversehrt. 36 Menschen und 2.000 Stück Vieh kamen in dem Feuer um. General Colloredo schickte Hilfe: 2 Comp. Dragoner und 60 Kürassiere, aber sie kam zu spät, um die Stadt vor ihrer Zerstörung durch Feuer zu retten und konnte nur noch einige Nachzügler jener Mordbrenner gefangen nehmen, welche ihren Regimentern übergeben und dort mit Strang und Schwert hingerichtet wurden.

Trotz des elenden Zustandes der Stadt mußte sie doch noch wöchentlich 350 Rthlr. zur Unterhaltung der Kaiserl. Garnison auf dem Kynast zahlen und fort und fort selbst Einquartierung beherbergen. Im Jahre 1638 kamen zuerst die Schweden nach Hirschberg und im Jahre 1639 mußte man eine schwedische Salve Garde einnehmen, weil die bei Bolkenhain stehenden Kaiserlichen Truppen Nichts von sich sehen oder hören ließen. Das wurde der Stadt wieder zum Verbrechen angerechnet. Der Kaiserl. Commandant von Lähnhaus, Herr von Dopack, ließ der Stadt zwar sagen, daß er ihr Verzeihung vom Kaiser erwirken wolle, wenn sie die fremden Truppen fortschaffe.

Hirschberg
im 17. und im Anfange des 18. Jahrhundert.
Von Bassenge, Bürgermeister.
(Fortsetzung.)
„Der Wanderer im Riesengebirge“, 26/1883, Seiten 1-4

Doch als der Rath erwiderte, daß er die Verwendung beim Kaiser mit Dank annehmen, die Schweden aber nicht mit Gewalt wegbringen könnte, schickte Dopack den Oberst Gradetzky nach Hirschberg und ließ durch ihn die Sechstädte und Straupitz ausplündern, bis man ihn durch ein Geschenk von 600 Rthlr. los wurde. Und damit war die Sache noch nicht aus. Der Fürstenthums-Commissarius Friedrich von Zedlitz überbrachte dem Rath von Hirschberg selbst ein königliches Amtsschreiben, worin er aufgefordert wurde, die Schweden zu entfernen. Daran war nun nicht zu denken. Im Gegentheil kam jetzt auf Befehl des schwedischen Generals Stahlhans (Beiname des General-Feldmarschall- Torstensohn. Anm. d. Red.) der Oberst Adam von Tschirnhausen in die Stadt und bald kam sein General selbst nach, nachdem er die Kaiserlichen in einem scharfen Treffen bei Schöнау geschlagen hatte. Er zog wieder ab und ließ in Hirschberg eine kleine Besatzung von 100 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde unter Oberst von Tschirnhausen zurück. Nachdem Stahlhans fort war, erschien am 19. Juli 1640 der kaiserliche General Golz vor Hirschberg und da es gerade Donnerstag war und viele Landleute aus der Stadt vorn Markte kamen, so hielten die Kaiserlichen sie gleich an und benutzten sie zu Schanzarbeiten. Auf dem Vogelberge (bei dem Kreishause), auf den Straupitzer Feldern, bei der Obermühle und auf der Bürgerwiese zwischen dem Bober und den Sechstädten wurden Schanzen angelegt und durch lange Reihen von Schanzkörben mit einander verbunden. Bald darauf fingen die Kaiserlichen an, die Stadt mit Granaten zu bewerfen. Die von den Straupitzer Schanzen kommenden fielen unschädlich bei den Brücken nieder; von den übrigen aber wurden die Kirche, der Kirchthurm und eine Anzahl Privathäuser stark beschädigt. Die Stadt wehrte sich, so gut sie konnte und ließ dem General Stahlhans Nachricht von ihrer Lage zukommen. Er zog auch wirklich durch eine Diversion gegen Löwenberg die Kaiserlichen von Hirschberg ab und dessen Belagerung wurde am 27. Juli aufgehoben, nachdem die Kaiserlichen zuvor noch rasch die Ober-, Nieder- und Straupitzer Mühle niedergebrannt hatten. Die Pause dauerte aber nicht lange. Schon am 5. September 1640 kehrte Golz nach Hirschberg zurück und begann eine abermalige Belagerung, welche bis zum 10. November dauerte. Wiederum

wurden am Vogel- und Opitzberge und bei der Obermühle Schanzen aufgeworfen und wiederum wurde die Stadt mit den schweren 200pfündigen Granaten beschossen, welche in allen Straßen niederfielen, in die Häuser einschlugen und im Zerspringen Alles ringsumher zerstörten. Das Gewölbe der Kirche wurde durchschlagen und ein Stück vorn Kranze des Thurmes abgeschossen. Schon am 10. September fing man an, von den Schanzen am Vogelberge und bei der Obermühle her Bresche zu schießen. Kugel auf Kugel schlug gegen die Stadtmauer – von der erstenannten Schanze kamen an einem Tage 136, von der zweiten 100 – und über die Stadtmauer hinweg flogen im hohen Bogen die großen, feurigen Bomben, überall Schrecken und Zerstörung verbreitend. Die Kaiserlichen bereiteten sich zum Sturme vor, aber Golz traute der Sache noch nicht recht und ließ vorher den Obersten von Tschirnhausen erst noch durch einen Trompeter zur Uebergabe auffordern. Tschirnhausen aber lehnte kurz ab, und so eilig hatten es die Hirschberger Bürger gehabt, ihre beschädigten Stadtmauern wieder auszuflickten, daß Golz für diesmal den Sturm überhaupt aufgab. Am 11. September legten die Kaiserlichen vielmehr eine neue Kette von Schanzen um die Stadt; vorn Vogel- und Opitzberge her, wo das Hauptquartier war, unter Benutzung der daneben liegenden Höhen bis zum Rennhübel (an der Wege-Ueberschneidung vor dem Bahnhofe) mit einem Vorwerke bei der Marienkirche in der Bahnhofstraße. Von dieser Schanzenkette aus beherrschten sie die vor ihnen in der Tiefe liegende kleine Stadt vollständig und hätten sie mit leichter Mühe einfach zusammenschießen können. Dessenungeachtet aber versuchten sie ihr Heil auf andere Art, und in der Sorgfalt, welche sie auf ihre weiteren Maßregeln verwandten, liegt eine sehr ehrenvolle Anerkennung für die Energie der Vertheidigung. Ihre besten Geschütze hatten die Hirschberger an Wallenstein abgeben müssen, als dieser im Jahre 1632 ein neues, großes kaiserliches Heer ausrüstete und die paar Hundert Schweden und Bürger, denen die Vertheidigung der Stadt oblag, hatten es mit dem ganzen, 18.000 Mann starken Corps des Generals Golz zu thun.

Die Kaiserlichen begnügten sich nicht mit der neuen Schanzenkette im Osten der Stadt, sondern sie legten auch gegen die Linie Schildauer Thor und Burgthor Laufgräben an, fingen an zu miniren, verschanzten einzelne Häuser, z. B. das Hospital und die Niedermühle und warfen sogar auch von Cunnersdorf her Schanzen gegen die Stadt auf. Die Belagerten störten diese Arbeiten so gut sie konnten, vermochten indessen nicht, sie ganz zu verhindern. Vorn 14. September ab fingen die Belagerer, nachdem sie sich einige Tage mehr mit jenen Arbeiten, als mit dem

Geschützangriff beschäftigt hatten, wieder an, die Stadt mit großen und mit glühenden Kugeln zu beschießen, und endlich am 20. September früh 8 Uhr, als sie die Bürger in der Betstunde glaubten, sprengten sie eine Mine, welche sie bis zur Mauer gegenüber der Farbe in der Hintergasse unweit des Burgthores und der Pforte vorgetrieben hatten. Die Explosion riß ein Stück Mauer von 30 Ellen Breite nieder und sogleich liefen 1.000 Mann Sturm. In der Oeffnung waren im ersten Augenblicke nur 5 Vertheidiger, darunter ein schwedischer Lieutenant. Zwei kaiserliche Offiziere stürmten ihren Leuten voran, doch der eine von ihnen wurde von dem schwedischen Lieutenant niedergestochen. Die Vertheidiger erhielten bald Succurs und trieben zuletzt die Angreifer mit großen Verlusten zurück.

Nun versuchten es die Kaiserlichen mit List und schickten einen Spion nach der Stadt. Als er sich aber an einem Kloben an der Mauer in die Höhe ziehen ließ und ihm ein kaiserlicher Hauptmann nachgelaufen kam und sehr ungeschickt nach ihm stach, schöpften die Hirschberger Verdacht und nun war's mit der List auch vorbei und der Spion wurde einfach eingesperrt.

Die Kaiserlichen verlegten sich nun wieder auf's Schanzen und Miniren, und zum Glück für die Belagerten stießen sie dabei ganz unerwartet auf einen neuen Gegner, nämlich das Wasser. Als von dem Hospital aus eine Mine nach dem Stadtgraben und der Mauer zu angelegt wurde, stellte sich das Wasser so plötzlich und in solcher Menge ein, daß mehrere Arbeiter ertranken. Auch ein Trupp schwedischer Reiter störte am 6. October bei finsterner Nacht die Belagerungsarbeiten, indem er die Wachen der Kaiserlichen überfiel und tödtete, viele Gefangene machte, auch gelegentlich den Hirschbergern einen neuen Vorrath an Pulver bis in den Stadtgraben brachte. Doch bereits am 10. October erfuhr Tschirnhausen mit Sicherheit, daß man mit 3 neuen Minen gegen die Stadt vorginge, und die große Gefahr erkennend, rieth er der Bürgerschaft selbst, zu accordiren. Allein Schöppen und Geschworene konnten sich nicht hierzu entschließen. Am 31. October, Abends 11 Uhr, flogen nun wirklich 3 Minen auf, 2 unschädlich, aber die dritte machte ein großes Loch in die Mauer bei der Kirche in der Nähe des Schildauer Thores und sofort waren wieder 350 Mann Kaiserliche zum Stürmen bei der Hand und drangen in die Stadt bis in die Schildauer Straße. Die schwedischen Soldaten und die Bürger gingen ihnen aber unerschrocken entgegen, trieben sie zurück, und da die Kaiserlichen in der Finsterniß nicht gleich das Loch wiederfanden, zu welchem sie hereingekommen waren, so wurden viele — man sagt 70 — erschlagen und 24 gefangen. Am nächsten Tage ließ

General Golz um einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten bitten, der auch bewilligt und von der Stadt zu gleichem Zwecke angewandt wurde. Trotz diesen Erfolgen erschien dem Obersten v. Tschirnhausen die Lage der Stadt so bedenklich, daß er abermals die Bürgerschaft zusammenkommen ließ und ihnen einen Accord mit den Kaiserlichen zu machen empfahl. Doch die Bürgerschaft konnte sich auch jetzt noch nicht hierzu entschließen.

Die kleine schwedische Besatzung aber fing nun selbst an, unruhig zu werden und in der Stadt zu plündern. Die Situation wurde immer bedenklicher. Da endlich, am 9. November, hörte man im Westen der Stadt 3 Kanonenschüsse, das verabredete Zeichen von dem Herannahen der Schweden, und am Nachmittage erschien General Stahlhans, von Greiffenberg herkommend, mit 8.000 Mann und schwerem Geschütze zum Entsätze vor der Stadt, lagerte sich am Hausberge und Beierberge (vielleicht der Schanzenberg) und begann alsbald mit den Kaiserlichen zu scharmutziren und sie vom Burghore wegzudrängen. Dasselbe wurde schon am 10. November wieder geöffnet.

Am 11. November kam Stahlhans selbst mit vielen Offizieren in die Stadt, wohnte dem Gottesdienste bei und ließ zwar alsbald 20 Wagen mit Korn einführen, gab aber doch, nachdem er den Zustand der Stadt und ihre Befestigungen in Augenschein genommen, der Bürgerschaft auch den Rath, entweder mit den Kaiserlichen zu accordiren oder zu fliehen. Und so groß war die Angst vor den eigenen Landsleuten, daß die Bürger von Hirschberg lieber mit den Schweden von dannen zogen, als daß sie sich den Kaiserlichen überlieferten. Von 900 Bürgern, welche vor dem Kriege in Hirschberg waren, waren nur noch 60 bei diesem Auszuge und 8 blieben mit ihren Familien zurück. Hirschberg lag da, verlassen, die hölzernen Häuser in den Vorstädten verbrannt – was noch nicht verbrannt war, wurde in den nachfolgenden Kriegsjahren eingerissen und als Feuerungsmaterial verwandt – die steinernen, namentlich diejenigen, in welche Granaten eingeschlagen waren, eingestürzt oder dem Einstürzen nahe – am Markte stürzten nach ein paar Jahren zwei große steinerne Häuser von selbst ein –, kurz, wenig mehr als ein großer Schutt- und Trümmerhaufen war übrig. Dessen ungeachtet legten die Kaiserlichen eine Besatzung in die Stadt und Oberst Fitsch wurde ihr Commandant.

Die Kaiserlichen hatten Hirschberg nicht erobert, aber sie behandelten es wie eine eroberte Stadt. Oberst Fitsch ließ alle Häuser durchsuchen, nahm weg, was ihm gefiel, und schickte bis zum Januar 1641 nicht weniger als 30 Fuder geraubter Sachen aus Hirschberg fort. Ihre kostbare

Schleier-Leinwand aber hatten die Hirschberger gut versteckt, denn wenn es sich später darum handelte, von den schwedischen oder kaiserlichen Offizieren günstige Bedingungen zu erlangen, fanden sich immer noch einige Weben Leinwand vor, welche den Offizieren oder ihren Gattinnen zum Geschenk gemacht werden konnten.

Der acute Zerstörungsprozeß der Belagerung verwandelte sich jetzt in einen fast nicht minder wirkungsvollen chronischen Aussaugungsprozeß. Contributionen wurden erhoben über Contributionen und nicht am wenigsten von den Kaiserlichen. Sogar der kaiserliche Kommandant auf dem Kynast verlangte von Hirschberg Servis und im Juni 1642 beanspruchte auch der Kommandant von Glogau, Oberst Neuroth, eine Contribution. Beides wurde abgeschlagen, aber dem Kommandanten von Liegnitz mußten die Hirschberger in der That eine Kontribution zahlen. General Golz forderte 6.000 Thaler und so ging es fort. Wer die Macht in Händen hatte, der wandte sie auch an, um seine Forderung durchzusetzen, und an erster Stelle wurde sie immer gegen die Bürgermeister und die Raths-Herren in Anwendung gebracht, denen man so lange kolossale Einquartierungen ins Haus legte, bis sie das Mögliche geleistet hatten.

Von den Nachfolgern des unmenschlichen Obersten Fitsch, Hauptmann v. d. Dohmb, und Lieutenant Gordon, einem Jrländer, wird nichts Böses berichtet, im Gegentheil muß man dem Letzteren zum Ruhme nachsagen, daß er sich im Januar des Jahres 1643 mit seinen 48 Dragonern gegen den Angriff eines schwedischen Streifcorps unter dem Obersten Grafen Thurn von 6–700 Mann mit zwei Kanonen ebenso tapfer gewehrt habe, wie Oberst v. Tschirnhausen gegen General Golz. Die Schweden waren schon bis in den Stadtgraben vorgedrungen und schossen durch die Schießscharten in die Stadt hinein, da fiel Graf Thurn selbst, als er eben eine Sturmleiter anlegen wollte und der schwedische Angriff wurde abgeschlagen. Die Bürger von Hirschberg fochten hier ebenfalls eben so tapfer mit den Kaiserlichen gegen die Schweden, wie sie 3 Jahre früher mit den Schweden gegen die Kaiserlichen gefochten hatten. Die kaiserliche Garnison wurde nachher aus Hirschberg herausgezogen, wahrscheinlich, weil es sich nicht mehr der Mühe lohnte, den Platz zu halten. Es gab ja auch hier nichts mehr zu vertheidigen, die ganze Einwohnerschaft bestand aus 33 erwachsenen Bürgern, unter denen sich 4 Rathsmänner befanden. Der Bürgermeister Hornig war auf dem Kynast. Die Stadt erhielt nun verschiedene Besuche von kaiserlichen, sächsischen und schwedischen Truppen und mußte an alle bezahlen. Am 24. September 1645 kam Graf Kinsky mit 4 Reiter-Regimentern, dem

Vortrabe der Königsmarckschen Armee, vor die Stadt und Tags darauf folgte ihm der schwedische General Graf Königsmarck selbst mit der Hauptmacht nach. Er besah sich die Stadt und legte trotz aller Bitten der Bürger wieder eine Besatzung von 4 Kompagnien Fußvolk und 60 Reitern unter Oberstlieutenant Mikrander hinein. Die Bürger konnten das nicht hindern und gaben, um gut kaiserlich zu erscheinen, freiwillig ihre Gewehre ab (d. h. um als wehrlose Bürger später beim Wiedereintrücken der Kaiserlichen geschont zu werden. Anm. d. Red.). Die Schweden scheinen die Stadt weniger gemäßhandelt zu haben, als die Kaiserlichen, aber in einer Beziehung verfahren sie mit großem Ernst. Im Jahre 1646 wurde auf Befehl des schwedischen General-Feldmarschalls Torstensohn der katholische Gottesdienst abgeschafft und der katholische Pfarrer und Schullehrer durch einen evangelischen Pfarrer und Schullehrer ersetzt, wohl auf Betrieb des schwedischen Oberstlieutenants Johann Staake, eines geborenen Schweden, den Torstensohn als Kommandanten nach Hirschberg geschickt hatte.

Die schwedische Garnison blieb bis zum Ende des Krieges und zog erst im October 1648 ab. Vielleicht sahen die Hirschberger sie ungern ziehen. Der evangelische Glaube war am Anfange des Krieges der in der Stadt herrschende gewesen und war es am Ende des Krieges wieder. Mögen im 30jährigen Kriege in den höheren Kreisen oft politische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein; für das Volk war der Krieg ein Religionskrieg, und wenn in Hirschberg die Evangelischen ihren Besitzstand behauptet hatten, so war das für sie unter allem Elend ein großer Trost. Der Westphälische Friede garantierte ihnen zwar wiederum, wie der Augsburger, die freie Religionsübung; aber im Jahre 1654 zogen die Jesuiten in Hirschberg ein und begannen mit Erfolg ihren Minenkrieg gegen da- Lutherthum, und es mußte erst ein zweiter Schwedenkönig in» Land kommen, um den Hirschbergern die Erlaubniß zu verschaffen, ihre. Gnadenkirche zu bauen. Dieselbe wurde am 22. April 1709 unter großen Feierlichkeiten im Beisein von 24.000 Menschen durch den Kaiserl. Commissarius Grafen Ludwig von Zinzendorf und den Landeshauptmann unserer Fürstenthümer, Hans Anton Grafen v. Schaffgotsch, abgesteckt und im Jahre 1718 vollendet. Es gehörten damals 3 Städte und 80 Landgemeinden dazu. Der größte Theil von ihnen bildet jetzt selbständige Kirchengemeinden, ein Theil die Diöcese Hirschberg, deren Superintendenten heutigen Tags noch in der hiesigen Gnadenkirche in ihr Amt eingeführt zu werden pflegen.

Es dauerte lange, ehe die aus dem 30jährigen Kriege herrührenden Trümmer in Hirschberg aufgeräumt waren und in einer Beziehung gin-

gen sie noch mit unter die preußische Herrschaft über. Am 28. Februar 1739 stürzte der bei der großen, von den Kaiserlichen verursachten Feuersbrunst im Jahre 1634 ausgebrannte und bei der Belagerung im Jahre 1640 von den Kaiserlichen sehr zerschossene Rathsthurm in Folge eines ganz mäßigen Windstoßes in sich zusammen und zwei Jahre darauf waren die Preußen in Hirschberg. Es liegt etwas wie Vergeltung hierin.

Im Uebrigen erholte sich Hirschberg von den Leiden des dreißigjährigen Krieges schneller, als manche andere Stadt. Unsere Nachbarstadt Löwenberg z. B. hat sich heutzutage noch nicht wieder zu der Blüthe emporgeschwungen, in der sie vor dem Kriege stand. Hirschberg hatte im Jahre 1669 schon wieder 768 männliche Einwohner über 15 Jahre, und 1742 bereits 5.819 Einwohner. Der Schleierhandel blühte, schon im Jahre 1658 begründete sich die noch heute bestehende Kaufmanns-Societät; Bürgermeister Flade reiste mehrmals – 1676 und 1682 – nach Holland, dem spanischen Niederlande, Frankreich und England, theils um dort neue Absatzgebiete für unsere Schleier zu suchen, theils um sich über die Handels- und Industrie-Verhältnisse dieser Länder zu unterrichten, und schon im Jahre 1684 ertheilte ihm der Rath ein Zeugniß, daß er bereits dreimal 11.5000 Gulden baar für hiesige Waaren aus dem Ausland bezogen hätte, worauf Flade im nächsten Jahr (1685), vielleicht auf Grund dieses Zeugnisses, unter dem Namen von Ehrenschild geadelt wurde.

So begründete sich in Hirschberg ein sehr solider Wohlstand. Im Flure unseres Rathhauses hängen 16 Bilder alter Hirschberger, größtentheils Kauf- und Handelsherren und, was noch deutlicher spricht, größtentheils auch Erb- und Gerichtsherren auf benachbarten Gütern. Manche schauen recht ernsthaft, manche recht heiter unter ihren großen Allong-Perrücken hervor, alle aber sehen selbstbewußt und zufrieden aus.

Die Hirschberger konnten sich in Ruhe erzählen lassen, wie draußen am Rhein und an der Donau sich die Völker schlugen, sie hatten höchstens einige Contributionen mehr zu zahlen und manchmal etwas Einquartierung zu beherbergen, u. a. im Jahre 1685 den Prinzen Eugen von Savoyen mit seinem berühmten Dragoner-Regimente. Die Donner des Krieges tobten nicht mehr um unsere Mauern und in unseren Thälern.

Hirschberg

im 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Von Bassenge, Bürgermeister.

(Schluß.)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 27/1883, Seiten 1-4

Die Elasticität des Schlesischen Volkscharakters hatte sich schon längst geltend gemacht. Dem Schlesier und namentlich dem Gebirgsbewohner muß es sehr schlecht gehen, wenn er sich zur Auswanderung entschließen soll. Im dreißigjährigen Kriege waren in unserer Stadt und Gegend Manche zu diesem Entschlusse gekommen, aber die Liebe zur Heimath hatte sie größtentheils wieder zurückgeführt und die Kinder der Berge hatten allmählich wieder den ihnen sonst eigenen Charakter gemüthlicher Heiterkeit angenommen. Einen sehr ansprechenden Ausdruck dieser Stimmung und Gemüthsart finden wir in einem, in der hiesigen Gymnasial-Bibliothek aufbewahrten starken Hefte von Gedichten, welche von einem Kreise von Männern herrühren, die mit jener gemüthlichen Heiterkeit eine glühende Liebe zu ihrer Heimath und zugleich eine klassische Bildung verbanden. Es tritt uns aus diesen Gedichten ein so anziehendes Bild des geistigen Lebens in Hirschberg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entgegen, daß wir, namentlich nach den düsteren Bildern des dreißigjährigen Krieges, gern noch einen Augenblick dabei verweilen, um auch in dieser Beziehung unsere Vorfahren näher kennen zu lernen. Die Dichter besingen Alles, was gerade ihre Aufmerksamkeit erregt, gewöhnlich sind es die Schönheiten der sie umgebenden Natur; sie versetzen den Helikon und den Parnass in die nächste Nähe von Hirschberg und bevölkern sie mit den Gestalten der griechischen Götterwelt. Lustig tönt ihr Gesang in die weite Welt hinaus, wie der Gesang der Lerchen und wenn Einer geendet, nimmt ein Zweiter und Dritter das Lied auf und so fort. Es ist System in ihrem Gebahren. Gewöhnlich stellt Einer ein Thema auf und fordert die Anderen zum Wettkampfe heraus, der dann auch immer sofort von diesen angestellt wird. So besingen sie den Zacken, den Hausberg, den „guten Brunnen“ bei Seidorf, das Hermsdorfer Bier etc. Einer von Ihnen, Dr. Kaspar Gottlieb Lindner, Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Reichs-Akademie in Breslau und Gesundheits-Gelehrter in Hirschberg übersetzt die in lateinischen Versen abgefaßten Gedichte des im Jahre 1686 als Rector des Magdalenäums in Breslau verstorbenen Dr. Fechner an den Zobten-, den Löhner-, den Spitz- und den Gröditzberg, an die Crossenschen Weinberge, das Riesengebirge, den Oderstrom, die Hirschberger feine Leinwand

etc.; ein Anderer, der „Hochedle Herr Johann Karl Neumann, Jnspector der Reichsgräflichen Herrschaften Kynast und Giersdorf und berühmter Bibliothekar in Hermsdorf“, übersetzt Horazische Oden und giebt gewöhnlich die Themata zu den Wettkämpfen. Dr. Lindner hat und übrigens auch einen starken Band eigener Dichtungen hinterlassen, welcher in der Bibliothek der hiesigen Gnadenkirche aufbewahrt wird und auch viele Gedichte ernsten und religiösen Inhaltes enthält. Doch mit diesen haben wir es für jetzt nicht zu thun, wir wenden uns vielmehr wieder zu der heiteren Muse des gesammten Hirschberger Dichterkreises. Hier tritt zunächst Herr Neumann als klagender Zacken-Geist auf und beschwert sich darüber, daß der Zacken, obwohl er so viele hervorragende Eigenschaften besitze, nicht wie andere Flüsse, z. B. Oder und Bober, besungen würde. Er ruft den Apollo gegen diese Vernachlässigung zu Hilfe und singt:

„Apollo, reize doch der Musen kluge Söhne,
Sprich: Macht vom Zacken² auch ein liebliches Getöne;
Von andern Flüssen ist bereits genug gedicht,
Nun denkt an Zacken-Strom, vergeßt der Zwieseln nicht.

Ihr Dichter Schlesiens, folgt diesem Göttertriebe!
Ach, daß ein einziger nur meinen Ruhm beschriebe!
Zwar den Entfernten bin ich völlig unbekannt,
Mich kennt's Gebirge nur, und nicht das flache Land.

D'rum, die Ihr neben mir im nahen Hirschberg lebet,
Und von der Poesie viel schöne Proben gebet,
Herr Glafey, Lindner und Stoppe sollt es thun
Und nicht so sorgenlos von meinem Lobe ruh'n.

Dem, der am würdigsten von Euch mich wird besingen,
Will ich den schönsten Lachs aus meinen Teuffen bringen;
Und ist dies nicht genug, so holt Euch Wasche-Gold
Und bleibt der Nachbarschaft und ihrem Zacken hold.“

Das Gedicht ist gedruckt in Hirschberg bei Dietrich Krahen anno 1737.

² Der Fehler Zacken statt Zackel ist, wie wir sehen, durch uralten Gebrauch zur Regel geworden. (Anm. d. Red.)

Sofort antworten die drei angerufenen Herren, Glafey, Lindner und Stoppe, und aus den angeschlagenen Quellen ihrer Poesie fließt ein reicher Strom von Lobeserhebungen des Zackens dahin. Der Erste, welcher antwortet, ist der Commerzienrath Glafey, der sich als reicher Kauf- und Herrscherr dagegen verwahrt, daß er es des „Lachses“ wegen thue.

„Ob ich mir nun den Lachs gleich nicht erstreiten will,
Will ich doch Dein Geheiß, mein Zacken-Geist, erfüllen.“

Zuerst klingt es aus seinem Liede fast wie Unmuth über die Störung in seiner regen Geschäftsthätigkeit heraus:

„Gelehrter Zacken-Geist! Du Geist von Fleisch und Bein!
Rufst meinen Namen mit, den Zacken zu besingen,
Du willst auch liberal mit einem Lachse sein,
Dem, dessen Lobgesang am besten werde klingen.

Wie kommt es, daß Du mich zu solchen Geistern zählst,
Die durch die Poesie bisher so hoch gestiegen?
Es scheint, daß Du von mir in Deinem Lobe fehlst,
Mein schwach Gefieder kann nicht Adlern gleiche fliegen.

Mein Dichten wird verstört, ich habe sonst zu thun,
Anstatt der Reimerei muß ich Concepte fassen.
Vor mir kann Pegasus in seinem Stalle ruh'n.
Der ausgesetzte Preis wird Andern überlassen.“

Nun fängt er aber doch an zu loben, immer mit moralischen und praktischen Nutzenwendungen und allmählich lobt sich der Commerzienrath in eine gewisse collegialische Stimmung gegen den Zacken hinein:

„Er schafft der Kaufmannschaft um seinen Rand herum
Zu ihrer Förderung die allerschönsten Bleichen;
Er ist ein echter Rath vor das commercium
— also auch Commerzienrath —
Und kann ihm mit der That zu größtem Nutz gereichen.“

Etwas ironisch klingt die Fortsetzung:

„Jedoch er läßt es noch bei diesem nicht beruh'n.
Wer weiß, was seine Kraft bei denen warmen Quellen,
Die nah an dessen Strand entspringen, pflegt zu thun,
Und die soviel geheilt bei schweren Krankheits-Fällen?
Doch, das versteh' ich nicht, ein Forscher der Natur,
Wird die Gewißheit schon umständlicher beschreiben.“

Ende gut, Alles gut. Zuletzt singt Glafey:

„Ein tugendhafter Lauf nimmt auch ein ruhig Ende.
So fleuß', mein Zacken, fort, geuß' Deine Quellen aus,
Die aus der Lebensquell' ursprünglich selbst entsprießen,
Sei stets ein Segensstrom vors hohe Grafen-Haus,
Durch dessen Herrschaft Du so höchst vergnügt kannst fließen.“

Die zweite Antwort kommt von Dr. Lindner:

„Auf! Ihr Schlesischen Virgile! schöpft noch einmal frische Luft!
Großer Opitz! Großer Fechner! auf! verlaßt die öde Gruft!
Auf! und flieht den kalten Sand! Fangt noch einmal an zu leben!
Laßt Euch den verdorrten Tod einen kleinen Urlaub geben!

Seht! Ich sehne mich und seufze. Seht! ich ächze wohl nach Euch!
Kommt als Geister! kommt als Menschen! Alles Beides gilt mir gleich,
Wenn Ihr nur recht ungemein, wenn Ihr nur recht ungezwungen,
Wenn Ihr nur so schöne singt, wie Ihr ehemals gesungen.

Stimmt doch noch einmal ein Loblied auf die Riesenhöhen an!
Töne doch, Du Oder-Orpheus! töne doch, Du Boberschwan! –
Macht den Osser, den Olymp, macht den Rhodope zu Zwergen!
Denn sie sind doch in der That nur ein Schein von unsern Bergen.

Sagt mir, wie man unsere Riesen nach verdienter Würde preist!
Sagt mir, wie man diese Höhen unsre deutschen Alpen heißt!
Und besonders gebt mir an, wie man ihren Strom besinge,
Und dem muntern Zackenfluß ein verlangtes Loblied bringe.“

Fechner und Opitz lassen sich erbitten und nun singt der fleißige Poet in einem, 21 große Druckseiten langen Liede ein von Herzen kommandes Lob auf des Zacken, von seiner Quelle bis zu seiner Mündung in den Bober, nebst Allem, was zu ihm in näherer oder entfernterer Beziehung steht, auf die Umgegend, die Anwohner, auf Warmbrunn, die Grafen von Schaffgotsch etc., ein Lied, welches weit über den Rahmen und den Werth eines gewöhnlichen Gelegenheits-Gedichtes hinausgeht, häufig voll klassischer Gelehrsamkeit und anmuthiger Poesie. Der Schluß lautet:

„Also schließ' ich nun mein Loblied, das ich bis hierher gebracht,
Nur verzeihe, daß ich Schwacher es nicht würdiger gemacht,
Und erlaube, daß ich hier Deinen blanken Strom noch frage:
Aus was Ursach' Deine Fluth sich nicht in die Weite wage?

O! der angenehmen Antwort! Denn Du wirfst dagegen ein:
Weil Du nur um Deinen Schaffgotsch und Dein Hirschberg wolltest
sein.

Wohl! so bleibe denn nun hier! Bleib' um Deine lieben Fichten.
Bleib'! Wir wollen Deine Treu, wem? der ganzen Welt berichten.'

Der Dritte im Bunde ist Stoppe, ein Mann der weniger mit Glücksgütern, als mit einem vortrefflichen Humor gesegnet gewesen zu sein scheint. Er erzählt, wie sich der Zacken-Geist darüber gefreut, daß sein Lob aus Glafey's und Lindner's Munde ertönt sei und läßt ihn sagen:

„Komm', Katzbach! stichle mehr! Du hast nun ausgehöhnt,
Da mein Magnificat aus Lindner's Laute tönt.
Ihr Nymphen, eilt und bringt dem Dichter die Forellen,
Doch fragt zugleich: wo Stoppe bleibt?

Ob sein Parnaß im Sattler schweige?
Fragt, ob er denn nicht auch was schreibt,
Was meines Flusses Würde zeige?
Seh't hier die Antwort d'rauf; ich sprech' an seiner Stell':
Er schweiget, weil der Fluß sein Lob nicht nöthig hat.

Von nun an, weltberühmter Zacke!
Fahr' wohl! Glück auf den Weg, der in den Bober fällt' Umfahr'
in Lindner's Schrift das ganze Rund der Welt.

Wie jener Engelsmann, der ehrliche Franz Drake.
Dein Ruhm würd' ohnehin nicht weit
Durch Hilfe meiner Feder fliegen.
D'rum hab' ich aus Bescheidenheit
Dein angestimmtes Lob verschwiegen.

Ich selbst bin unberühmt; die Kinder meiner Hand
Sind, ihrem Vater gleich, in Hirschberg nur be-
kannt.“

Trotzdem aber singt der Dichter noch in einer sehr ansehnlichen Zahl
von Strophen das Lob des Zacken.

Neumann freut sich nun als „frohlockender Zacken,“

„Daß in so kurzer Zeit drei derer besten Dichter.
Die Zierde Schlesiens und Hirschbergs helle Lichter,
Mit gleichem Eifer sich bestreben und bemüh'n,
Au» der Vergessenheit sein Lob herfürzuziehn.“

Er ist aber zweifelhaft, wem er nun den Preis zuerkennen soll, geht
nach Delphi, um das Orakel zu befragen

„Und giebt der Priesters nicht wenig Opfergeld,
Womit man überall sonst seinen Zweck erhält.“

Die Pythia bläst ihm aber bloß einen zweifelhaften Spruch in die Oh-
ren und er setzt sich traurig auf den Kranichswiesen nieder und schläft
ein. Da erscheint ihm im Traum Calliope und sagt zu ihm:

„Apollo lässet Dich mit seinen Musen grüßen
Und lassen Dich durch mich, als ihre Schwester, wissen,
Wie daß der Helicon in vollen Freuden ist,
Nachdem man Deinen Ruhm in solchen Schriften liest.
Die in dem Götter-Rath vollkommen Beifall finden.
Und die gelehrte Welt zur Dankbarkeit verbinden.
Sie sind schon, wie man sonst die Meisterstücke pflegt,
In unserem Archiv verwahrlich beigelegt.

Den Dichtern selber wird man Ehren-Säulen setzen,
Und ihren Namen drein mit feinem Golde ätzen.

Nur Du, Du mußt Dich nicht mit Deiner Wahl vergeh'n,
Sie bleiben alle drei in gleichem Range steh'n.
Inzwischen kannst Du sie nach Hermsdorf hin verweisen.
Dort laß sie Deinen Lachs nach aller Lust verspeisen.“

Caliope verschwindet und Neumann ladet ihrem Rathe gemäß die
Dichter nach Hermsdorf ein.

„Ihr edlen Dichter geht nun, wo Ihr hinbestellt,
Wer weiß, wer sich allda annoch zu Euch gesellt.“

Stoppe dichtet noch eine Gegen-Antwort und nach seinem Berichte
an Dr. Joh. Chr. Böhm in Breslau ist das Mahl zur allseitigen Zufrieden-
heit verlaufen.

„Zwischen Berg und Thal und Gründen
Und soweit sein Wasser reicht.
Ist kein bess'rer Wirth zu finden,
Als Herr Neumann, dem nichts gleicht.

Manchmal hat ein Hochzeits-Saal
Kaum so viel besondere Speisen
Seinen Gästen auszuweisen,
Als besagtes Dichtermahl.

Ich bewund're noch voll Freude
Den gesottenen Goliath,
Der in seinem blauen Kleide
Schon sein Grab im Magen hat.

Dieses große Zacken-Kind,
Diese himmlische Forelle,
War vermuthlich aus der Hölle,
Die bei Schreiberhau sich find't.

Ja, ich wollte sicher wetten,
Weil ich nichts verlieren kann,
Wenn die Fisch' ein Potsdam hätten,
Wäre der ihr Flügelmann.“

Und so geht das heitere Geplauder noch lange fort. Neumann schenkt bei dem Mahle der „Dichterbande“ auch etwas Waschgold und Stoppe singt:

„Weil ich gleichen Theil genoß,
Gab er mir zu meinem Glücke
Auch davon ein großes Stücker,
Einer kleinen Erbse groß.
Dieses Kleinod, diese Gabe
Zieh' ich allen Schätzen für,
Eben, weil ich sie nicht habe.
Trag' ich dieses Gold bei mir.“

Und nun besingt er wieder diese Gold-Erbse eines Weiteren und schließt endlich:

„Wohl mir, wenn ich bis zum Grabe.
Ohne daß mir was gebricht,
Stets die Erbse übrig habe,
Reicher werd' ich so wohl nicht.“

Hiermit schließen auch die Zacken-Lieder mit ihrem Nachspiel, aber Neumann bringt bald wieder ein neues Thema auf: „Der gute Brunnen beim St. Anna-Kirchhof über Seidorf.“ Eigentlich, meint er, hätte der Schöpfer dieser Welt aus dem schönen Sande und der schönen Kette des Riesengebirges hier eine „Demant-Grube“ machen wollen.

Doch die Weisheit, die auf Kranke mehr als eitlen Schmuck gedenkt.
Sprach, es sei dem armen Volk ein gesunder Brunn' geschenkt.
Kaum war dieser Spruch erschallt, so zertheilten sich die Quellen,
Suchten durch verborg'nen Lauf and're angewies'ne Stellen.
Eine warme lief nach Norden, machte das berühmte Bad,
Das den Namen bei den Fremden von dem nahen Hirschberg hat.
Eine kalte blieb allhier und ist in den Berg gestiegen,
Welchen man fast überall siehet über Seidorf liegen,
Hier hat sie ihr kräftig Wasser an das Tageslicht gebracht,
Und in dem umschränkten Raume diesen „guten Brunnen“ gemacht.
In der gar uralten Zeit war dies Land nicht anzubauen,
Bis daß der Piasten-Stamm diese Wildniß ausgehauen,
Bis sie sich mit Fischen, Jagen oftmahlen hier ergötzt,
Viele Dörfer angelegt und mit deutschem Volk besetzt.

Anfangs wußte solches Volk nichts von dieses Brunnen Kräften,
 Trank denselben für den Durst bei den nahen Feldgeschäften,
 Lobte sein erquickend Wasser, daß es helle, frisch und zart,
 Bis es endlich aus Erfahrung nach und nach doch inne ward':
 Daß das angeschossene Wild schleunig zu dem Brunnen eilte,
 Und die Wunden von dem Pfeil sich mit dessen Wasser heilte.
 Schlossen also gar vernünftig, traf auch mit den Proben ein,
 Daß es auch den kranken Menschen könnte gut und heilsam sein.
 Bei den Fiebern, welche kalt, auch bei den so hitzig heißen,
 Bei empfund'nem Magen-Krampf und bei der Gedärme Reißen,
 Auch sogar bei offnen Schaden lief das Volk dem Brunnen zu.
 Und empfand durch Trinken, Netzen Linderung und gute Ruh'.
 Da es solchen Nutz verspürt, und den ungemeinen Segen,
 Den des Himmels Gütigkeit in denselben wollen legen,
 Ließ es dem dankbaren Herzen und der Andacht vollen Lauf,
 Baute nah an dessen Quelle ein recht zierlich Kirchel auf.
 Hier erschienen, wer gesund, hier erschienen auch die Kranken,
 Und verlangten, ihrem Gott mit vereinter Kraft zu danken,
 Bis der Eifer der Hussiten dies Kapellchen niederriß,
 Und nichts als die größten Steine in dem Grunde liegen ließ.
 Und so lag es bis anher in den kläglichen Ruinen,
 Niemand konnte ferner hier seinem Gott und Schöpfer dienen;
 Bis daß unsre große Gräfin keine Kosten hat gescheut
 Und den Gottesdienst und Kirchel wohl recht wunderschön erneut.“

Das Lied schließt:

„In den Thoren Bethlehem“ ist allein der Brunn zu finden,
 Welcher unsern „guten Brunnen“ würdig ist, zu überwinden.
 Doch wenn David, wie vermuthlich, hätte was von uns gewüßt,
 Vielleicht hätt' ihn nach dem Brunnen hier in Seydorf auch gelüst.
 Eines muß ich noch zur Lehr' und zur Warnung hierher setzen.
 Daß sich zwar ein Jeder kann mit dem schönen Wasser letzen,
 Nur die in sich selbst Verliebten müssen nicht in Brunnen sehn,
 Um das Unglück zu vermeiden, welches dem Narciß gescheh'n.“

Stoppe antwortet auch hierauf und bekennt sich bescheiden von seinem Freunde Neumann überwunden:

„Neumann, dieser Gegend Zierde,
Dieser Opitz neuer Zeit,
Macht, daß Deutschland's Ruhmbegierde,
Gleichsam im Triumphe schreit:
Bleib', o Fechner, bleib' im Grabe,
Weil Du nun entbehrlich bist,
Da ich einen Neumann habe,
Der Dir überlegen ist.

Wenn ich ein Narcissus wäre.
Könnt ich mich, wie dort gescheh'n,
Trotz der beigefügten Lehre,
Leicht in diesem Brunn' verseh'n;
Nicht als würd' ich aus der Fläche
Durch mein eig'nes Bild entzückt,
Nein, nur bloß weil meine Schwäche
Ihren Meister hier erblickt.

Ich gesteh' es ohne Röthe,
Doch auch ohne Schmeichelei,
Daß ich von Herrn Neumanns
Flöte Glücklich überblasen sei.“

Herr Glafey tritt Herrn Stoppe bei und meint

„Poeten und die Schmeichelei
Sind sonst unzertrennt geblieben.
Doch von Herrn Stoppe sag' ich frei,
Daß er die Wahrheit hier geschrieben.“

Auch er erkennt Herrn Neumann als der Poeten Fürsten an.
Dieser übersetzt nun die Horazische Ode: Beatus ille, qui procul
negotiis etc., aber wie?

„Wer von allem Geize frei den verfluchten Wucher meidet,
Wer des Nächsten Wohlergehen und Gelücke nicht beneidet,
Wer entfernt von den Geschäften sein Gemüth in Ruh' erhält,

Daß es sich bei nichts bewegt, der ist glücklich in der Welt.“

Und so geht es weiter, etwas sehr frei, aber mit Geist und Humor.

An diese Uebersetzung knüpft er wieder einen Antrag an die Hirschbergischen Herren Dichter. Er fordert das geehrte Volk, wie er sie anredet, auf, das Hermsdorfer Bier zu besingen und verspricht Dem, der es am besten machen würde, einen Edelstein. Apollo würde diesmal nicht Schiedsrichter sein, sondern eine Dame.

„Denn er hat an seine Stelle die Frau Volkmannin erkiest,
Die ohnedem die erste Muse unter denen nennen ist.“
„Sie wird wie die andern Themis mit verbund'nen Augen steh'n
Und es wird aus ihrem Munde ein gerechter Spruch ergeh'n.
Paris Beispiel lehret uns, wie es recht gefährlich stehet.
Wenn man sich aus Leidenschaft in der Billigkeit vergehet.
Und es folgt aus dieser Fabel gar natürlich dieser Schluß,
Daß ein Richter ohn' Begierde und Affecten sprechen muß.
Hierzu hat Apollo nun die Persone auserlesen,
Die in unserm Schlesien die vollkommenste gewesen.“

Schließlich bittet er die Dame, Frau Dr. Volkmann in Wohlau, welche früher wahrscheinlich in Hirschberg gelebt hatte, das Schiedsrichteramt zu übernehmen, da Apollo selbst sie darum bitte. Der Dichter würde für sich eine solche Bitte nie gewagt haben.

Sofort reagiert wieder das Volk der Hirschberger Dichter und es entspinnt sich ein ähnlicher Wettkampf wie bei dem Lobe des Zacken. Zunächst entschuldigt sich Glafey, daß er sich dabei nicht betheiligen werde, weil er weder unter die Dichter zu gehören, noch den ausgesetzten Preis zu verdienen glaube. Dagegen lernen wir mehrere neue Mitglieder des Dichterbundes kennen, einen G. Hepsel, einen Christian Küntzel, einen J. C. Böhme und einen Warmbrunner Badegast (Amtmann Hönig aus Berndorf). Ein Herr A. Freund besingt das Hermsdorfer Bier in Schlesischer Mundart. Frau Dr. Volkmann, eine geistvolle Frau, unterzieht sich ihrer schwierigen Aufgabe mit vielem Geschick. Erst lobt sie jedes einzelne der erhaltenen Gedichte und schildert dann ihren Mißmuth, daß sie nicht darüber ins Reine kommen könne, welchem der Preis zuzuerkennen wäre. Da muß auch ihr wieder ein Traum aus der Verlegenheit helfen. Sie erblickt Apollo in seiner Herrlichkeit.

„Er saß aus einem hohen Berg in einem Busch von Lorbeer-Zweigen,
 Viel Menschen sah ich, aus und ab, bald hinken und bald munter steigen,
 Ein Jedes hatte was in Händen, mich deucht, es war ein Blatt Papier,
 Man sagte mir, sie legten itzo dem Musengott die Rechnung für.
 Ich sah auch mit Verwunderung, daß viel' nur bis zur Hälfte kamen,
 Daß sie der Schwindel überfiel, d'rum sie den Rückweg hurtig nahmen,
 Weil sie das Steigen nicht gewohnt, sie stolperten wohl hundertmal,
 Und burzelten gleichsam zurück in ihrer Einfalt tiefes Thal.
 D'rauf sah ich auch, daß ihrer viel aus allen Vieren vorwärts krochen,
 Sie hielten ihr Papier im Maul, wie sonst ein beißig Thier den Knochen;
 Allein bis Göttin Cloacine, die schon vor langer Zeit bestellt,
 Daß sie die heimlichen Gemächer am Musenberge reinlich hält,
 Nahm solches Jedem ganz geschwind mit einem Scheltwort aus dem Rachen
 Und sprach: Muß ich denn immerdar Kunstwischer aus Gedichten machen?
 Sie riß gleich die beschmierten Bogen in mehr als zweimal zwanzig Stück,
 Und alsdann krochen diese Schmierer wie Krebse ganz beschämt zurück.
 Ich ward auch dieses noch gewahr, daß manche Dichter wollten fliegen,
 Allein ich sehe bald daraus sie traurig in dem Grase liegen,
 Sie hatten ihr Papier verloren, es ward hiervon nicht» mehr verspürt,
 Es muß zu windreich sein gewesen, weil es der Wind mit fortgeführt.“

Die Dichterin beschreibt nun weiter, immer mit sprudelndem Witze,
 daß Apollo sich darum nicht weiter gekümmert hätte, denn es wäre ge-
 gerade ausgeschriebener Musen-Land-Tag und es wären um Apollo viele
 grundgelehrte Leute, weltberühmte Dichter etc. versammelt gewesen
 und Apollo hätte sich besonders gern mit den Hirschberger Dichtern un-
 terhalten, die er seine lieben Söhne genannt und die in der ersten Reihe
 gestanden hätten „in die man sonst wenig ließ“. Auch viele Damen
 wären dagewesen und hätten bei dem Lorbeer-Busche Platz genommen,
 viele mit munterem Geist, aber ein stolzer Geist hätte ihr zugerufen: was
 willst Du hier, Du Grase-Mücke?

Sie hätte sich nun schüchtern hinter die Reihen der Damen verkro-
 chen, aber Apollo hätte sie bemerkt und sie nach ihrem Begehr gefragt.
 Sie sei ihm nämlich nicht ganz unbekannt gewesen, denn die Hirschber-
 ger Dichter hätten sich an ihren Reimen schon manches Pfeifchen an-
 gebrannt. Sie hätte nun Apollo ihr Anliegen vorgetragen und Apollo hät-
 te ihr Muth eingesprochen:

„Laß nur den Muth nicht sinken,
Weil ich Dich aus besond'rer Absicht zu einer Richterin erkiest,
So höre meinen letzten Willen, bei dem nichts einzuwenden ist.
Nachdem ich selbst überzeugt, daß jeder Reim, den Du gelesen,
Des angenehmen Edelsteins, des schönen Kleinods werth gewesen,
Den ein gelehrter Freund der Musen
Der besten Lobschrift ausgesetzt,
So will ich einen Rath ertheilen, dadurch kein Dichter wird verletzt.
Du mußt als eine Richterin den Ausspruch kürzlich so verfassen:
Weil jeder Reim den Preis verdient, soll man die Dichter losen lassen.
Wem nun das liebe. Glück gewogen, und wem das Loos sonst lieblich fällt,
Der kann sich im Voraus versprechen, daß er den Edelstein erhält.“

Diesen Traum theilt Frau Volkmann nun den Dichtern als ihren Ausspruch mit und nachdem Herr Neumann, der den Preis ausgesetzt, noch ein besonderes, herzliches Lob erhalten, schließt sie:

„Und Dir, mein Neumann, bleib' ich stets vor Deine Gütigkeit verbunden,
Der Himmel schenke Dir davor viel tausend angenehme Stunden.
Wenn Dir, mein Freund, und Euch, Ihr Dichter, mein Ausspruch nicht
gefällig ist,
So strafet nur den Gott der Musen, der mich zur Richterin erkiest!“

Damit schließt das Gedicht und zugleich die Sammlung der Lieder, welche von dem Hirschberger Dichterbunde aus uns überkommen ist. Wir nehmen Abschied von dem heiteren Dichterkreise, der auch die unbedeutendsten Dinge mit Geist zu behandeln verstand und dem Helicon und Parnas zur zweiten Heimath geworden waren. Die Entscheidung der Frau Volkmann datirt vorn 15. Oct. 1740. Ein halbes Jahr später fiel aus den Schlachtfeldern Schlesiens die Entscheidung über das künftige Geschick unserer Heimath. Unter dem Donner der Schlachten verstummte die heitere Hirschberger Muse – aber hoffentlich nicht auf immer.

Hirschberg unter Friedrich dem Großen.

Von G. Bassenge, Bürgermeister

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 36/1885, Seiten 6-12

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts sah Hirschberg ungefähr so aus, wie Gustav Freitag in seinen „neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes“ eine mäßig große Stadt um 1750 beschreibt:

„Noch stehen die alten Mauern und Thürme, nicht nur über den Thoren, auch hie und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Nothdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet; andere, baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer ist geflickt, vorspringende Winkel und Bastionen liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Theil trocken, dann weiden wohl noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt – in Hirschberg gab es damals noch 32 Tuchmacher – und spannen friedlich die Tücher daran auf. Noch haben die engen Thoröffnungen hölzerne Bohlenthore, oft 2 hintereinander, sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber oft erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muss, wenn Jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der inneren Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgallerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind viele dürftige Häuser und Schuppen angebaut.“

Seitdem jedoch hat sich das äußere Ansehen unserer Stadt gewaltig verändert. Nicht mehr wird uns der malerische Anblick von blühendem Flieder und grünen Bäumen, welche über zerschossene Stadtmauern herüberragen, zu Theil; die Trümmer sind aufgeräumt, die äußere Stadtmauer ist gänzlich verschwunden und die innere ebenfalls theils abgetragen, theils in Häuser eingebaut. Mit ihr sind auch die zahlreichen alten Mauerthürme verschwunden, deren Rundungen nur noch an einzelnen Stellen, z. B. an der Hirschgraben-Promenade, über die Linien der früheren Stadtmauer und die Häuser-Fronten hervortreten. Von den Thor-Thürmen erzählen nur noch der Schildauer- und der Burghurm von vergangenen Zeiten. Die Eingänge der Stadt sind völlig freigelegt, nachdem die dort stehenden Thor-Bauwerke im Laufe der Zeit noch eine Umwandlung hatten über sich ergehen lassen müssen; die Thor-Gewölbe waren abgerissen und durch freistehende Pfeiler mit Thorflü-

geln ersetzt worden. Auch diese sind verschwunden und die letzten dieser Pfeiler, die vom Schildauer-Thore, stehen jetzt am Eingange des Kasernenhofes. Die Festungsgräben sind ausgefüllt und theils, wie am Burghthore mit Häusern besetzt, theils in Promenaden und Gärten verwandelt. Wie überall, so hat auch hier die alte Zeit sich den veränderten Bedürfnissen der neuen Zeit unterwerfen müssen.

Das wichtigste und folgenschwerste Ereignis; aus der Zeit, von welcher wir reden wollen, war der Uebergang der Provinz Schlesien und mit ihr Hirschbergs aus der österreichischen in die preußische Herrschaft. Natürlich vollzog sich dieser Uebergang nicht ohne große Erschütterungen sowohl der betheiligten Provinz, als auch der beiden betheiligten Staaten. Es soll aber nicht unsere Aufgabe sein, diese weltgeschichtlichen Ereignisse ausführlich zu schildern, sondern sie sollen hier bloß so weit herangezogen werden, als es nothwendig ist, um eine Anschauung davon zu gewinnen, wie sich jene großen Begebenheiten hier bei uns in Hirschberg und Umgegend im Kleinen widerspiegeln.

Stadt und Provinz wurden rasch und gern preußisch. Am 16. December 1740 rückte Friedrich der Große, damals erst 29 Jahr alt, mit 30.000 Mann bei Crossen in Schlesien ein und hielt bereits am 3. Januar 1741 seinen Einzug in Breslau. Am Ende des Monats hatte er ganz Schlesien mit Ausnahme der drei Festungen Neiße, Brieg und Glogau in seiner Gewalt und am 10. August 1741 ließ er sich von der Bürgerschaft und der katholischen Geistlichkeit und am 7. November 1741 von den schlesischen Ständen in Breslau huldigen. Die Schlesier, zu zwei Dritteln protestantisch, empfingen ihn mit offenen Armen. Die Oesterreicher hatten nur etwa 8.000 Mann Truppen in Schlesien gehabt, welche sich zum Widerstande im offenen Felde zu schwach fühlten; nur die genannten 3 Festungen hielten sie besetzt und hätten auch gern in die Landeshauptstadt Breslau noch eine Besatzung gelegt. Aber die Stadt hatte selbst das Besatzungsrecht und wenn auch der gut habsburgisch gesinnte Magistrat bereit war, eine österreichische Besatzung aufzunehmen, so sträubte sich doch die Bürgerschaft dagegen, und nach einer großen, stürmischen Volks-Versammlung erklärte deren Sprecher, Schuhmacher Döblin, dem Magistrate, sie wollten keine böhmischen Truppen, sie würden die Stadt selbst vertheidigen. Als bald zog die Bürgerwehr bewaffnet und geordnet auf und besetzte die Thore. Gegen Friedrich den Großen aber vertheidigte sie dieselben nicht, sondern empfing ihn am 3. Januar 1741 mit Jubel und ließ ihn ungehindert durch das Schweidnitzer Thor in Breslau einziehen. Die österreichische Regierung hatte sich trotz dem Westfälischen Frieden und der Altranstädter Convention fort und fort Bedrückungen

der Protestanten zu Schulden kommen lassen, so daß jetzt bei Friedrichs Einzug in Breslau die Leute ganz offen sagten: „Nun werden wir das Joch der Papisten abschütteln.“ Diese Bedrückungen und Zurücksetzungen hörten sofort auf und zwar nicht bloß in Breslau, sondern im ganzen Lande, und auch nach Hirschberg erging am 28. Juni 1741 von dem Königl. Kriegs-Commissariat in Breslau der Befehl „zur Consolation der meist lutherischen Einwohner auch 2 lutherische Rathsglieder einzusetzen mit Stimmen und der Hoffnung des Heraufsteigens.“

Die Schlesier waren vom großen Kriege — so wird der 30jährige häufig genannt — her noch gewohnt, die Religion als das unterscheidende Merkmal zwischen Freund und Feind anzusehen, was Wunder also, wenn die Protestanten unter ihnen den protestantischen Preußen-König ebenso als ihren Freund begrüßten, wie sie es bei den beiden Schweden-Königen Gustav Adolf und Carl XII. gethan hatten.

Uebrigens hatten auch die Katholiken keine Veranlassung, einem Regenten von seinen religiösen Anschauungen feindlich gegenüber zu treten. Bereits am 22. Juni 1740 hatte er auf eine Anfrage des geistlichen Ministeriums in Berlin den Bescheid ertheilt: „Die Religionen müssen alle toleriret werden und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thut. In meinen Staaten kann ein Jeder nach seiner Facon selig werden.“ Seine Duldsamkeit war also bekannt, und der Erzbischof von Breslau, Sinzendorf, unterstützte ihn dabei in jeder Weise. So gestaltete sich auch das Verhältniß mit den Katholiken freundlich und nur mit der höheren Geistlichkeit kam Friedrich ab und zu in Conflict. Er trat dann aber immer gleich von vorn herein so energisch gegen sie auf, daß die Conflictte bald beendet waren und auf die großen Massen des Volkes haben sie wohl kaum einen Einfluß ausgeübt.

Als im Jahre 1743 das Domcapitel in Breslau sich seinen Bestimmungen über den Nachfolger des Erzbischofs widersetzte und in Briefwechsel mit Wien und Rom trat, versammelte er die Domherren um sich und sagte ihnen: „Ich habe und will Euch im Gewissen nichts thuen, aber wenn Ihr fortfahret, mit dem Auslande zu conspiriren und meinen Willen nicht zu thuen, so habe ich Festungen, ungehorsame Leute dort einzusperren. Wenn ich Euch Alle auf einmal weggejagt hätte, kein Hahn würde danach gekräht haben.“

Und als später im siebenjährigen Kriege der Fürstbischof von Breslau, Graf v. Schaffgotsch, den Friedrich in den Fürstenstand erhob und dem er den Schwarzen Adler-Orden verliehen hatte, nach der Schlacht bei Leuthen aus Breslau entwich, gerade als Friedrich zur Belagerung

der Stadt heranrückte, und als er dies auch noch dem Könige mit Versicherungen seiner Treue, Dankbarkeit und Unterwürfigkeit anzeigte, mit dem Hinzufügen, daß er nach Nicolsburg zu den Kapuzinern gegangen wäre und sich von da, sobald es seine Gesundheit erlauben würde, nach Rom begeben wollte, schrieb Friedrich „à Monsieur le Prince évêque de Breslau“ eine Antwort, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und mit den Worten schloß: „Ich kann Sie nicht anders als einen Verräther ansehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten und von freien Stücken einen Posten verlassen, den Sie in Betracht der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlassen sollen. Mir bleibt also an meinem Theil nichts mehr übrig, als diejenigen Maßregeln zu nehmen, welche mir am dienlichsten erscheinen werden. Sie aber will ich Ihrem eigenen Schicksale überlassen. Ich weiß gewiß, daß eine so impardonable Auf- führung, wie die Ihrige, die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen können, denn so verderbt, wie diese auch immer sein mö- gen, so sind sie es doch nicht in solchem Grade, als daß sie nicht für Ver- räther und Undankbare einen Abscheu haben sollten.

Breslau, den 15. Februar (1758).

Friedrich.“

In weitere Schichten des Volkes aber drangen, wie gesagt, solche Conflictte nicht; ein „Culturkampf“ war unter Friedrich dem Großen nicht möglich.

War die Eroberung von Schlesien rasch und glücklich von Statten ge- gangen, so war ein Gleiches auch bezüglich der Behauptung des Landes der Fall. Bei Mollwitz trafen am 10. April 1741 zum ersten Male die bei- den einander feindlichen Heere aufeinander, und Friedrich pflückte dort den ersten Zweig zu dem unvergänglichen Lorbeerkranze, der später sein Haupt umwand. Die Haltung des kleinen preußischen Heeres war bewunderungswürdig. Ueber den letzten Angriff, den Schwerin mit dem gesammten Fußvolk in Reih' und Glied mit fliegenden Fahnen und klin- gendem Spiele der gesamten Feldmusik unternahm, schrieb ein paar Ta- ge nach der Schlacht ein österreichischer Offizier: „Ich kann sagen, mein Lebtage nichts Schöneres gesehen zu haben. Die Preußen marschirten mit der größten Contenance und so schnurgleich, als ob es auf dem Pa- radeplatze wäre, das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effect und das Feuer ging nicht anders, als fortwährendes Donnerwet- ter.“ Vor solchen Truppen mußte der Gegner Respect bekommen, und was vielleicht daran noch fehlte, das wurde bald genug nachgeholt. Am

17. Mai 1742 erfocht Friedrich bei Czaslau mit ihnen den zweiten größeren Sieg über die Oesterreicher, welchem am 11. Juni der Vertrag von Breslau und am 28. Juli 1742 der Friede zu Berlin folgte. Was dem Könige etwa noch an zweifellosen Rechtsansprüchen auf Schlesien abgegangen war, das wurde jetzt nachgeholt. Maria Theresia trat ihm ganz Schlesien und die Grafschaft. Glatz mit Ausnahme von Troppau, Teschen und Jägerndorf ab und Friedrich war nun de jure und de facto Besitzer des Landes. Die Schlesier jubelten ihm entgegen und als er am 15. Juni 1742 in Jauer einen festlichen Einzug hielt, leuchteten ihm dort zuerst aus einer Transparent-Inschrift die prophetischen Worte entgegen:

„Friderico Magno!“

Die Schlesier hatten es unter der österreichischen Herrschaft nicht gut gehabt. Die Glaubensfreiheit der Protestanten war stark beeinträchtigt worden, ihre politischen Rechte waren auf ein Minimum reducirt, selbst ihre Lectüre war auf's Aeüßerste beschränkt, denn in Wien war der Katalog der verbotenen Bücher größer, als selbst in Rom. Die kaiserlichen Beamten regierten fast unbeschränkt. Dabei machte man sich's bequem; es galt kein Amt für vornehm, mit welchem noch etwas Anderes als Repräsentation verbunden war; die Arbeit überließ man den niederen Beamten und diese machten sich's auch bequem und verloren niemals die Rücksicht auf sich selbst aus dem Auge. So wurde im Ganzen wenig geleistet. Der Adel hielt sich durch Unterdrückung der Bauern schadlos, die er leibeigen machte und denen er diejenige Unterwürfigkeit beibrachte, gegen die Friedrich noch im Jahre 1783 eine Cabinets - Ordre erlassen mußte, in welcher er befahl, daß die Leute, wenn sie ihm eine Bittschrift überreichten, nicht niederfallen sollten, sie sollten nur vor Gott knien. Auch der Bürgerstand war verarmt und unselbstständig. Die alte schöne Cultur des Landes war dahin; die Volkswohlfahrt hatte Schaden gelitten.

Wie anders wurde das unter Friedrich dem Großen ! Der Protestant konnte wieder eben so frei aufathmen, wie der Katholik; die Leute durften Bücher lesen und kaufen, so viel sie wollten und unaufhörlich kamen jetzt die Bücherballen in die Provinz; sogar gedruckte Angriffe auf den eigenen Landesherrn waren nicht verboten. Darüber war Friedrichs Größe erhaben; er wollte Aufklärung und Duldung, er wollte die Herrschaft der Vernunft, Sorgsamkeit und eigene Thätigkeit der Bürger, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz. Mit der alten bequemen Wirthschaft war's vorbei; an ihre Stelle trat die eifrige preußische Thä-

tigkeit – auch im Beamtenleben. Friedrich hielt sich selbst für den ersten Beamten und hatte sich schon als Kronprinz seine eigenen Anschauungen über seine hohe Stellung gebildet. „Es giebt kein Wohl,“ so schrieb er nieder, „als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurückrufen, daß er ein Mensch, wie der geringste seiner Unterthanen, und daß er der erste Diener des Staates ist.“

„Ein Fürst, der aus Schwäche, oder um seines Vergnügens willen, das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, ist nicht allein auf dem Throne unnütz, er macht sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu ist der Fürst zu seinem hohen Range erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich mit dem Mark des Volkes zu mästen und im Glück zu schwelgen, während das Volk leidet.“

„Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut genug bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten, aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohle des Staates arbeite.“

Und so arbeitete er denn nachdrücklich mit seiner ungeheuren Arbeitskraft und unermüdlich mit seiner unvergleichlichen Pflichttreue. Und die Ansprüche, die er an sich selbst machte, die machte er auch an seine Beamten und Offiziere. Wer seine Schuldigkeit nicht that, der wurde, und mochte er noch so hoch stehen, vielleicht mit einem kurzen: „Scher' er sich zum Teufel!“ weggejagt. Sinecuren für vornehme Leute gab's nicht mehr, die Beamten, auch die höchsten, hatten mehr zu thun, als bloß zu repräsentiren, im Gegentheil, die äußere Repräsentation war das Letzte, was Friedrich von seinen Beamten verlangte. Als sich einmal einer seiner Gesandten über die karge Besoldung beklagte, die dem Ansehen des Staates Abbruch thue, gab er zur Antwort: „Denke er, daß ich mit 100.000 Mann hinter ihm stehe.“ Natürlich wurde auch mehr geleistet als früher. Vor allen Dingen zogen Recht und Billigkeit in das Land ein. Die Grundsteuer wurde neu regulirt. Die bestehenden Grundsteuerbefreiungen des Adels, der Geistlichkeit u.s.w. wurden aufgehoben, die Grundstücke auf dem platten Lande neu abgeschätzt und dann die Grundsteuern gleichmäßig vertheilt. In den Städten wurde die Accise eingeführt. Die Steuern waren nicht niedriger als früher, aber gerechter vertheilt und darum weniger drückend. Zudem flossen sie nicht mehr in allerhand Nebenkanäle, sondern unverkürzt in die Kassen des Staates. Die Einnahmen aus Schlesien betrugen schon im Jahre 1744 3.265.000 Thaler, etwa 1/3 der gesammten Staats-Einnahmen und nebenbei zog Friedrich jährlich 18.000 Rekruten ohne jede gewaltsame Werbung aus der Provinz, so daß ihm diese zum großen Theil selbst die

Mittel lieferte, um sie in den folgenden schlesischen Kriegen zu behaupten. Dabei mißbilligte Friedrich alle Härten. Das Plus ist verflucht, schärfte er dem General-Directorium in Berlin ein, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird. Wenn in Steuersachen zwischen einem königlichen Amte und einem Rittergute ein Streit ausbreche, so solle das Directorium lieber dem Könige Unrecht thun, als dem Gutsbesitzer, denn was für den König ein kleinerer Verlust sei, das rette diesen oft vom Untergange.

Die Bauernplackereien mußten aufhören. Friedrich selbst verkehrte auch mit dem gemeinen Manne freundlich und herablassend und hörte Jeden, der bei ihm Hülfe suchte, ruhig an. Dasselbe verlangte er auch von seinen Beamten. Wenn der Amtmann (Domainenpächter), so schrieb er ebenfalls dem General-Directorium, ein Bauernplacker ist, so soll er, wenngleich er sonst gut gewirthschaftet und richtig bezahlt hat, aus dem Amte geschafft und ein anderer, billiger, ehrlicher Pächter aufgesucht werden. Die Frohnden der Bauern befahl er überall, sowohl auf den Domainen als auf den adeligen Gütern, zu beschränken, denn 5 oder 6 Tage für die Gutsherrschaft zu scharwerken, das sei für den gemeinen Mann unerträglich; die Bauern sollten wöchentlich nur 3 Tage dienen. Wo man seinen Befehlen entgegen handelte, da zog er sehr ernste Saiten auf. Er bestrafte einen Grafen Frankenberg in Gröditzberg, weil er seine Bauern tyrannisirte und jagte dadurch den anderen kleineren Despoten einen heilsamen Schrecken ein; er befahl, daß ein Beamter, der einen Bauern mit dem Stocke schlage, mit 6jähriger Festungshaft belegt werde, und daß jeder Kammerpräsident, der über Bitten der dürftigen Unterthanen um Nachlaß saumselig und zu spät berichte, 30 Ducaten Strafe zahle. Die Verwaltungs-Maschinerie wurde zweckmäßiger eingerichtet. Die alten, unbehülflich großen Verwaltungsbezirke, die Landeshauptmannschaften, wurden abgeschafft und das Land wurde in 48 kleinere Kreise getheilt. Jeder Kreis wurde einem Landrath, die Landräthe wiederum wurden den 3 Kriegs- und Domainen-Kammern in Glogau, Breslau und Oppeln untergeben, aus denen später die jetzt noch bestehenden Regierungen geworden sind. Der Kreis Hirschberg fiel dabei der Kammer in Glogau zu, welche später nach Liegnitz verlegt worden ist. Die Landrathsstellen, wie die Offiziersstellen im Heere verlieh Friedrich gern an Adelige. Mit beiden kam er häufig persönlich in Berührung, mit den Offizieren im Felde und mit den Landräthen, wenn er in ihren Kreis kam und sie ihm dann über Alles Rede und Antwort stehen mußten, und bald genug schätzten sie es sich zur Ehre, dem großen Könige zu dienen; bald genug war auch der Adel, der Anfangs über den Verlust so

mancher Privilegien mißmuthig gewesen war, mit dem neuen Regimente versöhnt und die anfängliche Abneigung verwandelte sich auch bei ihm in glühende Verehrung.

Etwas langsamer, wie mit der Reform der Verwaltung ging es mit der Reform der Justiz; indessen etwas mehr Zug brachte Friedrich von vorn herein auch in die alten Formen; die Justiz wurde sofort billiger und ihre Handhabung rascher und schon im Jahre 1747 erschien der neue Codex Fridericianus, welcher die großen Grundsätze enthielt, vermöge deren unser Staat ein Rechtsstaat geworden ist und welche heutzutage noch gelten: die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Besetzung der Richterstellen mit wissenschaftlich gebildeten Juristen und vor Allem der Grundsatz, der den Justizbehörden besonders eingeschärft wurde, Gerechtigkeit zu üben ohne Ansehen der Person, und sich dabei in Rechtssachen auch durch königliche Verordnungen nicht stören zu lassen, denn ihre höchste Pflicht sei die Justiz, auf die sie geschworen.

Und neben diesen großen Reformen ging bei Friedrich noch seine bewunderungswürdige Fürsorge für alles Andere, was er sonst noch für des Landes Wohlfahrt für ersprießlich hielt und wenn es auch die kleinsten und anscheinend unbedeutendsten Einzelheiten betraf. So notirte er sich auf einer Reise durch Schlesien, daß es in Schweidnitz und Neisse noch an Ziegeldächern fehle, man müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft bedrückt; die Sache verdiene Ueberlegung. In Pleß sei eine neue protestantische Kirche nöthig, an anderen Stellen Kirche und Schule zu weit entfernt, um von den Einwohnern benutzt zu werden.

Er denkt dann, wie das schlechte Land hier und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkt sich an, wo es in den Gärten an Gemüse und Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufactur; er wisse nichts Anderes, als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen: aber besonders gebreche es in Ober-Schlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen, in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können; für Waaren, wie die Nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Krakau und Teschen einen guten Markt bieten etc. (Dr. Pierson. Preuß. Geschichte.) An jeder Stelle bemerkt er, woran es gebreche und was sich thun lasse, und was sich thun ließ, das that er auch. Einen solchen Landesvater hatten die Schlesier noch nicht gehabt und daher datiren sie von seiner Regierung an eine neue und bessere Zeit.

Den Städten ließ Friedrich ihre eigene Verwaltung, doch sicherte er sich seinen Einfluß auf diese, indem er sie unter die Aufsicht der Kammer stellte und noch auf eine andere Art, wie wir gleich an dem Beispiele Hirschbergs sehen werden. Es handelte sich hier um die Wahl eines neuen Bürgermeisters, und der Magistrat, welcher bisher das Wahlrecht ausgeübt hatte, jetzt aber unter der neuen Herrschaft seiner Sache nicht ganz sicher war, hielt am 11. Decbr. 1741 wegen dieser Angelegenheit eine Rückfrage in Breslau. Schon nach 8 Tagen, nämlich am 18. December 1741, erhielt er von dort, wo damals noch ein Kriegskommissariat die Geschäfte leitete, die Antwort, „daß der König selbst im October den Hofrath Höfichen zum dirigirenden Bürgermeister in Hirschberg bestimmt habe, es also keiner weiteren Wahl bedürfe.“

Im Jahre 1742 gerieth der Magistrat in eine ähnliche Verlegenheit. Es handelte sich um eine neue Rathswahl und der Magistrat fragte wiederum, diesmal bei der Kammer in Glogau, an und sprach den Wunsch aus, wegen der Kommerz-Sachen eine Person aus der Kaufmannsgilde in den Rath zu bringen. Hierauf ertheilte die Kammer am 29. August 1742 den Bescheid, „daß die Kaufmannschaft auf Verordnung der Kriegs- und Domänen-Kammer eine Person aus ihrem Mittel zum Senator vorschlagen müsse. Wie dies nun keine Wahl zu nennen sei, so könne auch dem Magistrat hierunter kein Präjudiz erwachsen, da demselben bekannt, daß Se. Königl. Majestät die rathhäuslichen Bedienten ansetze.“ Der König behielt sich also das Recht zur Ernennung nicht bloß des Bürgermeisters, sondern auch der Rathsherren vor. Der Magistrat bestand damals aus dem regierenden Bürgermeister, einem Proconsul, 5 Rathmännern, 1 Stadtnotarius, 1 Gerichtsvogt und 1 Rentmeister nebst Rentschreiber; auf sie alle erstreckte sich also das königl. Anstellungsrecht.

Die Kammer machte von ihrem Aufsichtsrechte bald Gebrauch. Sie ordnete die Aufnahme eines Urbariums und eines Inventariums der Stadt an, welches letztere bereits am 23. Januar 1742 fertig gestellt war. Dasselbe ergab eine Einwohnerzahl von 5.819 Personen, wovon 2.202 in der inneren Stadt und 3.617 in den Vorstädten wohnten. Die Vorstädte bildeten also schon damals den bei Weitem größeren Theil der Stadt, wie dies heutzutage noch mehr der Fall geworden ist.

Auch des im Jahre 1739 eingestürzten Rathsthurmes und des Rathhauses nahm sich die Glogauer Kammer an. Sie befahl im October 1742 den Wiederaufbau beider und nachdem im Jahre 1743 die Trümmer weggeräumt worden waren, begann im Jahre 1744 unter Leitung des Landbaudirectors Hedemann und des Conducteur Dames der Wie-

deraufbau. Am 11ten Juni 1744 wurde der Grundstein zu dem neuen Rathhause gelegt, dessen Bau zwar durch den zweiten schlesischen Krieg 1744-1745 etwas verzögert, sodann aber umso eifriger fortgesetzt wurde. Am 25. September 1747 fand die feierliche Einweihung des neuen Rathhauses statt. Man begab sich in festlichem Zuge, unter Vorantritt des Scharfrichters, mit dem Schwerte in der Rechten – *justitia fundamentum regnorum* – und dreier Schwertdiener dorthin und zwar direct in das Magistrats-Sitzungs-Zimmer, wo das lebensgroße Bild von Friedrich II. in seinen jüngeren Jahren – es schmückt gegenwärtig den Stadtverordneten-Sitzungssaal – die Ankommenden begrüßte. Die Rathsherren nahmen die für sie bestimmten Stühle ein und zur Rechten des Bürgermeisters saßen der Kriegerath von Lübeck und der Landbaudirector Hedemann, zu seiner Linken der Landrath, Freiherr von Zedlitz auf Tiefhartmamsdorf. Der Bürgermeister Hofrath Höfichen – er war früher Advocat in Liegnitz gewesen – hielt die Weihrede und ertheilte 3 Bürgern unentgeltlich das Bürgerrecht – eine bescheidene Spende. Nachmittags aber war große Tafel in dem jetzigen Stadtverordneten-Sitzungs-Saale und abends war das Rathhaus, ebenfalls mit gebührender Sparsamkeit, wenigstens auf der Mittagsseite, illuminirt. Doch fehlte nicht der flammende Namenszug des Königs F. R. und der preußische Adler mit der Krone. Es war kein schlechter Mann, den Friedrich als ersten preußischen Bürgermeister oder, wie er damals genannt wurde, „Stadtdirector“, nach Hirschberg geschickt hatte, ebenso wie seine beiden, von Friedrich ernannten Nachfolger Mirus 1756 bis 1778 und Schönau 1778 bis 1802 sich und der Stadt Ehre gemacht haben. Bereitwillig gab Höfichen während des Baues des neuen Rathhauses sein eigenes Haus – Markt Nr. 33 – zum Rathhause her und mächtig ist Hirschberg unter seinem Regimente, trotz der beiden Kriege, die es durchzumachen hatte, aufgeblüht. Die Einwohnerzahl war im Jahre 1756, seinem Todesjahre, auf 6.801 Personen, also seit 1742 um ein Sechstel gewachsen. Handel und Wandel gingen flott. Hirschberg repräsentierte damals eine ansehnliche Handelsstadt. Die 58 Häuser am Markte waren fast durchweg von Kaufleuten bewohnt und zwar von Grossisten, deren Hirschberg damals 64 zählte. Zu ihnen gehörten die alten Hirschberger Familien: die Jäger, Mentzel, Thomann, von Buchs, Contessa, Thebesius, Matthäus, Ketzler u.a.m. Sie trieben Welthandel und zwar Leinwandhandel mit Triest, Hamburg, Holland, England, Italien, Frankreich, der Schweiz, Spanien, Portugal, Schweden, Rußland, Ost- und West-Indien. Der Marktplatz von Hirschberg, mit seinen hohen und tiefen Giebelhäusern, in deren Höfen geräumige La-

gerhäuser standen, war ein stattliches „emporium“. Der Erlös aus diesem Handel betrug fast eben so viel, wie die Einnahmen des Staates aus der ganzen Provinz, wenigstens im Anfange der preußischen Zeit. Im Jahre 1752 wurden 355.290 Schock Leinwand für 2.687.809 Thaler ausgeführt und dazu noch 147.800 Stück Garn. Hirschberg stand in dem Rufe einer Goldstadt, und in der That mag der Gewinn, der aus dem großartigen Leinwandhandel in den Händen der Hirschberger Kaufleute blieb, nicht unbeträchtlich gewesen sein. Im Anfange des Jahrhunderts hatten sie mit Leichtigkeit erhebliche Summen zum Bau der Gnadenkirche zusammengebracht, eben so leicht trugen sie im Jahre 1755 den Verlust von 300.000 Thalern, welcher ihnen durch das Erdbeben in Lissabon verursacht worden war, und trotzdem hatten sie immer noch Geld genug, um in den Kriegen rasch mit ein paar Hundert, manchmal auch mit ein paar Tausend Ducaten bei der Hand zu sein, wenn es galt, irgend einenbeutelustigen österreichischen Patrouillen-Führer zu beschwichtigen und für Aufrechterhaltung guter Mannszucht zu belohnen, oder einen österreichischen Kriegs-Commissär gefügig zu machen, daß er die Truppenmärsche nicht durch die Stadt, sondern bei der Stadt vorbei dirigierte, was nicht ganz unwesentlich war, denn 30-40 Mann Einquartierung im Hause zu haben, gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten und nicht immer waren die Einquartierten so leicht erträglich, wie die ruhigen und ordentlichen Worasdiner, bei welchen keine Bestechung vorkam und an denen die Hirschberger weiter nichts auszusetzen hatten, als daß sie so wenig Deutsch verstanden, oder wenn Stundung für eine allzu hohe Contribution erlangt werden sollte, bei der sie dann doch schließlich der Stadt mit ihrem Credite zu Hülfe kommen mußten und bei der die Wechsel der Hirschberger Kaufleute eben so gern genommen wurden, wie baares Geld.

Die prachtvollen Familiengrüfte auf dem Gnaden- Kirchhofe geben noch heute Zeugniß von dem Reichthum der damaligen Zeit und bei Trauerfällen herrschte ein solcher Aufwand — das Trauerhaus wurde mit schwarzem Tuche behangen, die Zimmer wurden schwarz ausgeschlagen, die Dienstboten schwarz bekleidet etc. — daß Friedrich der Große Anstoß daran nahm und ihnen dies verbot. Ueber der Pracht beim Tode vergaß man übrigens die Behaglichkeit im Leben nicht. Man suchte das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und da man z.B. nicht gern auf dem holperigen Straßenpflaster ging, so ließ man sich von uniformirten Trägern in Sänften tragen, welche Dr. Thebesius im Jahre 1779 gestiftet und deren Ertrag er zu einer klinischen Heilanstalt in Hirschberg bestimmt hatte. Der Markt war nicht bloß der Mittelpunkt

des geschäftlichen, sondern auch des geselligen Verkehrs. Dort sorgten die Gasthöfe zum weißen Roß, zum goldenen Löwen und zu den drei Kronen, die Weinstube von Exner, Markt Nr. 57, sowie 2 Italiener, Primavesi (Markt Nr. 35) und Petrelli (Markt Nr. 47) für die Annehmlichkeiten des Lebens. Das Wort „Italiener“ bedeutet hierbei nicht bloß die Nationalität des Geschäftsinhabers, sondern auch den Ursprung der Waaren, mit denen er handelte, und daß diese Beifall fanden, geht aus der Höhe der Rechnungen hervor, welche die Stadt in den Kriegen manchmal für längere oder kürzere Zeit hier verweilende österreichische Offiziere bezahlen mußte, die ihre „Lebensbedürfnisse“ im weiteren Sinne des Wortes bei den „Italienern“ entnommen hatten. Dort, auf dem Markte, war gut sein, war's nicht im Wirthshause oder beim Italiener, so war's bei den großen Handelsherren, welche da wohnten. Der Umgang mit ihnen war angenehm.

Im siebenjährigen Kriege (im Septbr. 1760) wurde einmal ein österreichischer Kriegs-Commissär, Gerzabini, hierher geschickt, um hier eine Contribution zu erheben. Er verlangte auch in sehr strengem Tone, daß Alles, was eingeerntet worden, angezeigt und abgeliefert werde. Bald darauf aber erfuhr man, daß er geäußert habe, „er könne Hirschberg nichts anhaben, denn sie begegneten ihm zu höflich,“ und die Contribution kam in Vergessenheit. Um dieselbe Zeit kam ein Commando kaiserlicher Kürassiere unter dem Baron von Rother her, um alle Pferde aus Hirschberg abzuholen und der Commandoführer kam zu dem Herrn von Buchs in's Quartier. Er ließ auch wirklich alle Pferde aufschreiben, Tags darauf aber sagte er: „Ich finde hier so viele charman- te Leute, von denen ich so viel Höflichkeit genieße, daß ich mich fast schäme. Es thut mir weh, daß ich hier so hart verfahren soll,“ und ritt mit seinem Commando ohne die Hirschberger Pferde wieder fort.

Den Hirschbergern war noch aus der Kaiserzeit etwas von der österreichischen Leichtlebigkeit im Blute sitzen geblieben, welche, wie wir in einer früheren Schilderung gesehen haben, in den Gedichten des Hirschberger Sängerbundes ihren harmlosen Ausdruck fand und sich gleichmäßig für die Schönheiten der Natur, wie für die Genüsse einer gut besetzten Tafel begeisterte. Bei den großen Handelsherren kam noch hinzu, daß sie reichlich die Mittel besaßen, um sich und Anderen das Leben angenehm zu machen und daß der Welthandel, den sie trieben, ihren Blick erweitert und ihnen die Fähigkeit verliehen hatte, sich im geschäftlichen und geselligen Verkehr mit Andern leicht zu bewegen. Daher fühlte sich auch die zahlreiche und vornehme Einquartierung, welche sie in den Kriegen nicht selten bei sich aufzunehmen hatten, – und

am Markte in Hirschberg wohnte manchmal die ganze Generalität eines preußischen oder österreichischen Corps, welches gerade in und um Hirschberg lag — bei ihnen so wohl, daß diese Herren in der Regel immer, wenn sie wieder nach Hirschberg kamen, wieder dasselbe Quartier aufsuchten, welches sie früher inne gehabt. Wie wir noch sehen werden, gereichte das der Stadt nicht zum Schaden. Die Ducaten, die Leinwand und die Gastfreiheit der großen Kaufleute haben manches Unheil von der Stadt abgewendet.

Der erste schlesische Krieg hatte den Hirschbergern keine Unbequemlichkeiten verursacht. Am 10. Nov. 1741 kam ein Bataillon Preußen vom Regimente Prinz von Braunschweig-Bevern, welchem das Fürstenthum Jauer als Werbe-District überwiesen wurde, als Einquartierung hierher; das war Alles. Etwas schlimmer wurde es im zweiten und dritten schlesischen Kriege; im Ganzen aber sind auch sie, wenngleich nicht ohne die gewöhnlichen Leiden des Krieges, namentlich nicht ohne recht ansehnliche Geld-Anzapfungen, so doch ohne außerordentliche Unglücksfälle an Hirschberg vorübergegangen. Hirschberg war natürlich als Grenzstadt sehr exponirt. Auf der ganzen Grenze der Provinz, um welche der Kampf geführt wurde, von Friedeberg bis Glatz und Neisse, fand während beider Kriege ein beständiges Hin- und Herwogen preußischer und österreichischer Truppen, im zweiten schlesischen Kriege kleinerer Streifcorps, im siebenjährigen auch größerer Heeresabtheilungen statt, ein beständiges Wetterleuchten der Gewitterwolken, welche sich nachher auf den Schlachtfeldern Schlesiens, Böhmens und Sachsens entluden. Bald kamen die Truppen, je nachdem sich der Krieg nach einem der drei Länder hinspielte, von Friedeberg und Greiffenberg, bald von Schreiberhau, bald von Landeshut und Schmiedeberg nach Hirschberg. Die Stadt lag zwar nicht an der großen Heerstraße des Krieges, aber doch nahe genug an derselben, um recht oft besucht zu werden.

Beständig fand auf dem hiesigen Kriegs-Theater ein rascher Wechsel der handelnden Personen statt. Bald waren die Preußen, bald die Oesterreicher hier, und wenn die eine Partei zu dem einen Thore hinaus zog, konnte man sicher sein, in der nächsten Stunde am entgegengesetzten die Plänkler der andern Partei sich vorsichtig der Stadt nähern zu sehen.

Hirschberg unter Friedrich dem Großen.

Von G. Bassenge, Bürgermeister

(Fortsetzung)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 37/1885, Seiten 1-

Manchmal trafen auch beide Parteien noch hier zusammen, und dann gab es, wenn auch nicht Schlachten, so doch kleine Gefechte und Scharmützel in der Stadt und deren nächster Nähe, auf der Viehweide, am Jungfernsteg, am Hausberge, am Galgenberge u.s.w. Die Stadt selbst wurde wenig davon berührt, ja das eine Mal tranken sogar die österreichischen Generale, während sich das Gefecht durch die Stadt hindurch zog, bei Herrn Matthäus am Markte ruhig ihren Kaffee.

Wir lassen hier die Beschreibung einiger solcher kleinen Gefechte folgen, welche theils der Herbstschen Chronik von Hirschberg entnommen ist, theils den Aufzeichnungen von Gottfried Gottwalt, wie er selbst von sich sagt, in Diensten bei Jhro Hochwohlgeboren, Herrn Daniel von Buchs, Erb-Lehn- und Gerichtsherrn aus Schildau und Eichberg, vornehmen Kaufmann zu Hirschberg.“ Er war nach Form und Inhalt seiner Aufzeichnungen, welche sich sogar mit dem am 6. Juni 1761 stattgehabten Venus-Durchgange beschäftigen, bei denen er aber manchmal etwas allzu lebhaft Farben aufträgt, jedenfalls kein gewöhnlicher Bedienter, sondern nahm vielleicht die Stellung eines Haushofmeisters ein. Sein Manuskript, ein stattlicher Foliant, befindet sich in der hiesigen Gymnasial-Bibliothek und ist uns durch die Güte des Herrn Gymnasial-Directors Dr. Lindner zur Verfügung gestellt worden.

Das erste dieser Gefechte gehörte noch dem 2. schlesischen Kriege an.

Am 25. April 1745 (vor der Schlacht bei Hohenfriedeberg am 7. Juni 1745) kam ein österreichisches Commando von 60 Kroaten und Uhlanen hierher, um das hier angelegte preußische Feld-Magazin weg zu schaffen und hier die äußerlichen Zeichen österreichischer Herrschaft wieder aufzurichten, Kaiserliche Patente anzuschlagen etc. Sie lagerten auf der Viehweide. Dort wurden sie am 1. Mai von preußischen Husaren, welche zum Corps des Generals von Winterfeld gehörten, überfallen, 20 Mann wurden getödtet und die übrigen theils gefangen, theils weggejagt – ein Gefecht, welches wie wir noch sehen werden, für die Stadt später recht unangenehme Folgen nach sich zog.

Im siebenjährigen Kriege, nach dem Ueberfalle bei Hochkirch (13./14. Oktober 1758) kam das Corps des Prinzen Heinrich nach Hirschberg. Am 1. November rückten von Greiffenberg her die ersten Vortruppen, blaue Husaren und eine Feldbäckerei, ein, und nun wurde

es hier sehr lebendig. Am 2. November früh setzten die Feldbäcker ihre eisernen Oefen bei dem Magazin (in der Gegend der jetzigen Kaserne) auf und gingen alsbald an ihr Geschäft. Sie hatten alle Hände voll zu thun, um bis Nachmittags 2 Uhr, wo die ganze Armee des Prinzen Heinrich hier eintreffen sollte, das nöthige Brot fertig zu backen. Pünktlich rückte das Corps, ebenfalls von Greiffenberg her, hier ein und lagerte sich hinter dem Rennhübel (bei der Ueberführung der Bolkenhainer Chaussee über die Eisenbahn.)

Glücklicher Tag für die liebe Jugend ! — Vormittags die Feldbäckerei und den ganzen Nachmittag bis Abends 10 Uhr der Einmarsch ! — Die Generalität logirte in der Stadt, Prinz Heinrich selbst bei der verw. Frau Kaufmann Jäger, Markt Nr. 1, — jetzt ist dort eine vielbesuchte Wein-
stube — der Prinz von Hessen-Cassel bei dem Herrn von Buchs, Markt Nr. 21, 22, 23, der Prinz Carl von Braunschweig-Bevern bei der verwittweten Frau Dr. Thebesius, Markt Nr. 15. u. s.w.

Die Oesterreicher saßen dem Corps hart auf den Fersen und schon am Abend des 2. November nahmen sie bei Reibnitz einen Transport Fourage weg, welcher für die Preußen in Hirschberg bestimmt war. Dessen ungeachtet ruhten sich die Preußen hier einige Tage von allen erlittenen Drangsalen aus und erst am 5. November früh 6 Uhr zogen ihre letzten Regimenter mit Ziethen und dem Prinzen von Braunschweig-Bevern weiter. Schon um 7 Uhr sah man die österreichischen Husaren um die Stadt herumschwärmen und um 8 Uhr kam es noch zu einem hitzigen Gefechte, wohl zur Deckung der preußischen Bagage, mit der es etwas langsam gegangen war. Die preußischen Grenadiere mußten deshalb auch bei Hartau so lange halten, bis die Bagage durch das Dorf durchpassirt war. Inzwischen ritt schon der kaiserliche Rittmeister v. Gaschinsky mit 200 Husaren in Hirschberg ein, ließ um 10 Uhr die Kaufleute und Zünfte auf's Rathhaus kommen und befahl ihnen, 300 Ducaten, 6 Dutzend Schnupftücher und 3 Schock feine Leinwand in Bereitschaft zu halten. Am Abend kam das ganze Laudonsche Corps und nun logirten die österreichischen Generäle Laudon, von Naundorff, Brentano, Odonel u.s.w. in denselben Quartieren, in welchen noch am Morgen desselben Tages die preußischen Generale einquartiert gewesen waren. Laudon wohnte bei der Frau Dr. Thebesius. Ob die vielen Schnupftücher für ihn bestellt worden waren, sagt die Chronik nicht.

Ueber den Verlauf der nächsten, etwas unruhigen Tage erzählt uns Gottwalt:

„Am 6. November.

Dem Höchsten sei Dank, es ist wieder Morgen; der gestrige Tag war uns sehr ängstlich und die heutige Nacht noch mehr erschrecklich. Kaum, daß man sich niedergelegt, so löste die Schildwache vor der Thür – der General v. Naundorff lag bei dem Herrn v. Buchs im Quartiere – das Gewehr und schrie „Feuer.“ Wie man nun das am Himmel sah und der gleiche Schuß 3 mal hinter einander geschah, so bildete man sich ein, die Preußen würden vor der Stadt stehen und zu bombardieren anfangen, es war aber nicht, man sah auch bald, daß es ein Feuer auf der Rosenau war, so durch die Husaren ausgekommen, wodurch des Herrn v. Buchs seine Bleiche und noch 5 Häuser in die Asche gelegt worden. Wegen des vielen Bleichholzes war es ein erschreckliches Feuer. Dem Herrn v. Naundorff und auch dem Obersten, der auf der Bleiche lag, muß man zum Ruhme nachsagen, daß sie sehr bemüht gewesen, das Feuer zu löschen, wie sie denn auch wirklich ein Gewölbe gerettet, worin sehr viel Waare lag; die Soldaten haben sie ebenfalls zur Arbeit angehalten, die meisten aber stahlen ärger als die Raben.

„Es scheint, als ob eine Noth der anderen die Hand bieten wollte. Diesen Morgen wird eine erstaunliche Lieferung ausgeschrieben mit Bedrohung, daß sie alle Scheunen und Kornböden erbrechen wollten. Zu Mittage kamen ungemein viele ungarische Grenadiere und anderes Fußvolk, besonders viel Wallonen und Nachmittags kam abermals ein großer Zug Reiterei und Kroaten. Sie lagern sich alle hinter der Rosenau und auf der Frau Winklern Berge. Diese Nacht sieht man um die Stadt viel Tausende Wachfeuer.“

„Den 7. November.

Abgewichene Nacht ist abermals durch göttliche Hülfe vorbeigegangen. Diesen Morgen um 10 Uhr marschirte unser General v. Naundorff mit einem Corps nach Kupferberg zu, ließ aber seine ganze Bagage nebst etlichen Husaren als Salvewache bei uns im Hause. Heute wurde von Hirschberg eine Brandschatzung von 60.000 Reichsthln. gefordert, welche in 24 Stunden liegen soll. Des Herrn v. Buchs sein Hof in Eichberg wurde heute geplündert, wobei sie die schönen Schränke ganz zerhauen haben. Diesen Abend wurde unserem Rathe und der Kaufmannschaft Execution angedeutet, wenn nicht in $\frac{3}{4}$ Stunden das verlangte Geld gezahlt ist; man brachte es aber erst spät in der Nacht zusammen. Was Stadt und Land geben muß an Brot, Bier, Fleisch, Holz, Hafer, Stroh und Heu, das ist unbeschreiblich; da an unserem Orte das Holz sonderlich theuer ist, so verursacht es nicht allein große Kosten, sondern am Ende auch einen unausbleiblichen Mangel an allen Lebensmitteln. Das Brot ist

theuer und seit etlichen Tagen keines in der ganzen Stadt zu bekommen gewesen; Gott erbarme sich der Armen !“

Bald aber wendete sich das Blatt wieder. Am 8ten November wurde General von N a u n d o r f f nebst den übrigen österreichischen Generalen in Jannowitz, gerade als sie sich hatten zu Tisch setzen wollen, von den Preußen überfallen und verjagt. Er blieb in Hartau über Nacht, ließ aber Herrn von Buchs um Essen und Wein bitten, was, wie Gottwalt sagt, ihm sehr willig zugeschiedt wurde. Man war ihm ja zu Dank verpflichtet.

„Am 9. November,“ erzählt Gottwalt weiter, „früh um 6 Uhr, kam der Herr General von N a u n d o r f f zu uns in's Haus, beklagt den Herrn von Buchs wegen der erlittenen Plünderung in Eichberg und verspricht, so er von den gestohlenen Sachen etwas erfinden kann, wieder zuzustellen. Er hielt sich nur eine halbe Stunde auf, nahm auf eine höfliche Art Abschied und marschirte, ließ aber zur Verhütung anderer Excesse einen Unterofficier und zwei Gemeine bei uns im Hause, bis sie Alle ausmarschirt waren. Um 8 Uhr sah man mit recht erfreuten Augen die Armee aufbrechen. Um 9 Uhr kommt unser General wieder zurück und treibt die noch in der Stadt zurückgebliebenen Husaren fort, welche anfangen, in die Häuser zu fallen und zu stehlen. Er ließ zwei davon vor unserer Thüre gewaltig zerprügeln. Um 11 Uhr beurlaubte er sich und ging zu seiner Cavallerie, welche hinter der Rosenau stand. Um 1 Uhr kam das preußische Husaren-Regiment von Ziethen und eine Compagnie von der Freipartie. Zwanzig Husaren mußten voraus, um die Kaiserlichen zu alarmiren. Diese ritten auf die Zackenbrücke und fingen an zu feuern, und die Kaiserlichen standen auf der Rosenau, zum Theil auch auf dem Bleichplane und feuerten wieder hierüber. Dieses dauerte beinahe eine Stunde. Ein preußischer Husar wurde auf der Brücke todtgeschossen, worauf sich die anderen in die Stadt retirirten. Auf dieses besetzten die Kaiserlichen die Zackenbrücke und die andern rückten auch weiter herein. Da aber das ganze preußische Husaren-Regiment und die Freipartie anrückten, zogen die Kaiserlichen aus und auf heute war die Historie zu Ende. Abends um 10 Uhr kam ein Bataillon preußischer Grenadiere und auch Dragoner. Sie schreiben Fourage aus, welche morgen um 7 Uhr parat sein soll, oder sie wollen die Scheunen erbrechen. Wenn man diese Leute nicht an der Montur kännte, daß es Preußen wären, welche unsere Freunde sein sollen, so würde man ihrer Forderung halber glauben, daß es Feinde wären. Vor einigen Tagen gingen sie von uns weg und ließen den Kaiserlichen Zeit, uns bis auf das Blut zu quälen und heute überfallen sie uns, um Stadt und Land vollends zu entledigen, was Jene noch übrig gelassen haben.“

Am 10. November, früh 7 Uhr, waren die Kaiserlichen wieder auf der Rosenau, wurden aber bis Reibnitz zurückgetrieben.

„Am 11. November, Vormittags 10 Uhr,“ schreibt Gottwalt, „kam das ganze kaiserliche Corps wieder anmarschirt. Unsere Garnison, die Grenadiere, Dragoner und Husaren postirten sich in der Gegend beim Galgenberge, — jetzt Cavalierberg — die Freipartie aber und etwas Husaren mußten zum Burghthore ausmarschiern, dem Feinde entgegen. Sie besetzten hinter der Rosenau einen Berg mit einer Kanone und fingen stark an zu feuern. Allein die Kaiserlichen ließen die ordentliche Straße liegen und zogen sich auf den Sattler-Busch zu, wo sie unter dem Hausberge zur Stadt kommen konnten. Dadurch wäre auch beinahe die Freipartie abgeschnitten und gefangen worden; sie wurden es aber zeitig inne; daher drehten sie ihre Kanone und flohen mit derselben abscheulich nach der Stadt zu. Die Wallonen und Kroaten kamen schaarenweise hinter ihnen her und jagten die Preußen durch die Stadt zum Schildauer Thor 'raus, machten solches zu und besetzten es. Auf der Schildauer Gasse vor'm Thor und auch beim Galgenberge kam es zu einem harten Gefecht, das Geschoß donnerte so arg, daß die Fenster zitterten. Unterdessen waren die Kaiserlichen Generale, alle 4, in der Stadt und tranken bei Herrn Matthäus am Markte Caffee. Die Kaiserlichen hatten den Hausberg mit Kanonen besetzt, womit sie über die Stadt schossen und sind in verschiedene Häuser die Kugeln durchgegangen. Endlich wurden die Kaiserlichen wieder zum Weichen gebracht, so daß die Freipartie bis an das Schiller-Thor kommen konnte, welches sie mit Aexten aufschlugen und die Kaiserlichen durch die Stadt zum Burghthor rausjagten und bis hinter das „Lamm“ verfolgten. Bei der Gelegenheit wurden etliche Pferde erschossen, aus beiden Theilen etliche blessirt, ein kaiserlicher Offizier und ein preußischer Husar geriethen in die Gefangenschaft, aber Gottlob, von beiden Theilen ist Niemand um's Leben gekommen. Jtzt gleich wird in unserem Hause, als bei den, Herrn v. Buchs, das Quartier bestellt vor den General von Ziethen, welcher auf die Nacht mit einem starken Corps eintreffen wird, man glaubt also, daß uns die Kaiserlichen weiter nicht beunruhigen werden.“

„Abends um 10 Uhr kam der General v. Ziethen mit etlichen Regimentern, er blieb aber diese Nacht vor der Stadt im Lager und den folgenden Tag speiste er bei uns.“

Am 12. November kommt nun die preußische Armee unter Prinz Heinrich wieder nach Hirschberg, und er und seine Generale gehen wieder in ihre alten Quartiere bei Frau Jäger, bei Herrn v. Buchs etc. Am 14ten November stößt Gottwalt einen Stoßseufzer aus über das

Freibataillon und die letztvergangenen 14 Tage: „Es sind Leute,“ sagte er vom Freibataillon, „die wohl gute Soldaten sind, die aber auch das beste Lob verdienen, was man einem Diebe geben kann; sie sind der Schaum von allen Nationen der Welt, besonders viel Kaiserliche Deserteure. Man wünscht sehnlichst, daß der barmherzige Gott nach so viel ausgestandener Trübseligkeit uns wieder mit einiger Ruhe erfreuen möge; vom 1. November bis auf heute haben wenige Leute in unserer Gegend schlafen können, welches gegen der angerichteten Verwüstung doch nichts zu rechnen ist. Diesen Vormittag um 10 Uhr rückt das Freibataillon in die Stadt; der commandirende Capitain heißt Eckart und logirt beim Herrn von Buchs.“

Gottwalts Gebet um etwas mehr Ruhe wurde erhört. Es trat für Hirschberg wenigstens insofern eine längere Ruhepause ein, als das Zusammentreffen von Preußen und Oesterreichern in der Stadt und deren nächster Umgebung etwas aufhörte.

Im Hochsommer des Jahres 1762 wiederholten sich diese Plänkeleien. Es war während der Belagerung von Schweidnitz. Schweidnitz war am 17. April 1758 von den Preußen genommen und am 30. Septbr. 1761 von Laudon zurückerobert worden. Der preußische Commandant hatte Friedrichs Bitte, die er beim Abschied von ihm aussprach: „Zastrow, versaufft mir die Festung nicht!“ nicht erfüllt. Er saß am Abend des 30. September 1761 noch bei der Flasche und beim Kartenspiel, als die Oesterreicher schon die Wälle und Mauern überstiegen hatten und ließ sich auf dem Marktplatze gefangen nehmen. Friedrich hat viel Mühe gehabt, die Festung wieder zu bekommen, welche sich ihm erst am 9. October 1762 ergab.

„Am 29. August 1762,“ erzählt Gottwalt weiter, „fiel hier zu Hirschberg wider alles Vermuthen ein Scharmützel vor. Es war Nachmittags unter der Vesper, als der kaiserliche Commissarius Büttner mit 100 Mann Kroaten, Dragonern und Husaren nach Hirschberg kam. Sie marschirten über den evangelischen Kirchhof nach den Sechsstädten zu und lagerten sich bei dem sogenannten Jungfern-Stege, ohnweit dem Magazin. Allda stachen sie auf dem Felde das Kraut raus und fingen an zu kochen. Kaum waren 2 Stunden vergangen, da wurden sie von einem Commando preußischer Husaren überfallen und verjagt; 1 kaiserlicher Dragoner blieb todt und 6 Mann wurden gefangen. Der Commissarius war eben in der Stadt und hatte das Glück, davon zu kommen, die Kroaten aber gingen da, wo der Bober und Zacken zusammentreten, durchs Wasser, fielen in die Lammschenke — sie stand in der Rosenau — ein und plünderten das ganze Wirthshaus aus, wobei sie auch den Wirth

sehr zu Schanden gehauen haben.

Am 1. September kam der Commissarius Büttner mit seinem Commando wieder nach Hirschberg und machte Prätension an die Stadt wegen seiner verlorenen Mannschaft und Pferde, und weil ein hiesiger Stadtdiener bei dem letzten Scharmützel unbesonnener Weise einen verwundeten Dragoner geprügelt hatte, so verlangte der Herr Commissarius gedachten Stadtdiener und zwei Rathsherrn als Geißeln, welche nach Böhmen geführt wurden.“ – Der Stadtdiener ist auch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

In den nächsten Tagen zogen wieder preußische und österreichische Cavallerie-Commandos durch die Stadt und hinter einander her.

„Am 5. September kam ein ganzes Corps Preußen, welches der Herr General von Schmettau commandirte; es waren Dragoner, Husaren und Infanterie, gegen 8.000 Mann, und hielten am 6. Rasttag in Hirschberg.“

„Am 7. September,“ schreibt Gottwalt, „marschirten die Preußen nach Sachsen zu. Die kaiserlichen Husaren wagten heute sehr viel; sie kamen in die Stadt und hielten auf der Langgasse, eben als die letzten Preußen von einem Dragoner-Regimente, welches kurz zuvor durchmarschirte, noch über den Markt gingen. Ein preußischer Dragoner zeigte ihnen seinen Säbel und ritt auf sie zu, die Kaiserlichen aber retirirten sich zum Thore hinaus. Bald darauf marschirte ein Regiment Füsiliere durch die Stadt. Mittlerweile waren die Kaiserlichen Husaren um die Stadt herumgeritten und trafen ohnweit dem Burgthor einen preußischen Pulverwagen an, bei welchen sie sich mit Abhauung der Pferde bemühten, als eben 2 zwei preußische Offiziere und ein Knecht zum Thore heraus geritten kamen. Diese schossen auf die Kaiserlichen, und retirirten sich zurück in die Stadt. Die Kaiserlichen aber jagten ihnen nach bis an die Ecke der lichten Burggasse, wo eben das ganze Füsilier-Regiment um dieselbe auf das Thor zu im Marsche war. Das Regiment gab Feuer auf die Kaiserlichen; diese aber kehrten um und jagten zum Thore heraus. Zwei davon versahen es übel, denn sie nahmen ihre Flucht auf die dunkle Burggasse zu. Die Preußen setzten ihnen nach. Der eine Husar kam glücklich durch das Langgassenthor davon, der andere aber stürzte mit dem Pferde und wurde blessirt und gefangen genommen. Zuletzt kam noch ein preußischer Offizier mit 50 Mann in die Stadt, ließ das Schildauer- und Langgassenthor zuschließen und brachte die noch rückstelligen Brotwagen in Sicherheit.“

Hirschberg unter Friedrich dem Großen.

Von G. Bassenge, Bürgermeister

(Fortsetzung.)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 39/1885, Seiten 1-5

Die beiden am 1. September als Geiseln mitgenommenen Ratsherrn kamen am 6. September wieder nach Hause zurück und brachten die Nachricht mit, daß Hirschberg wegen des am 29. August hier vorgefallenen Scharmützels 21.000 Reichsthaler zahlen sollte; die Forderung wurde aber durch reichliche Präsente glücklich abgewendet.

Diese Beunruhigungen dauerten noch eine ganze Weile bis nach der Einnahme von Schweidnitz am 9. October 1762 fort, und am 23. Oktober endlich berichtet Gottwalt, daß sich die kaiserlichen Patrouillen, welche bisher in unserer Gegend gewesen, bei Krummhübel über's Gebirge nach Böhmen zurückgezogen hatten.

Aber nicht bloß in der Stadt selbst und deren unmittelbarer Umgebung fielen häufig in beiden Kriegen, im 2. und 3. schlesischen Kriege, solche kleine Gefechte vor, auch von unseren Nachbardörfern her hörte man oft das Gewehrfeuer dieser Patrouillengefechte. Bald knallte es in der Richtung auf Schmiedeberg, Schönau oder Löwenberg zu, bald an der Straße nach Greiffenberg, bald in Schreiberhau, Petersdorf, Hermsdorf, Giersdorf, ja das eine Mal hatte das hier garnisonierende Freibataillon le Noble sogar ein Gefecht bei den Leier-Bauden mit den Croaten zu bestehen.

Und wenn auch der Kriegslärm in der unmittelbaren Nähe einmal nachließ, aus der Aufregung kamen die Hirschberger darum noch nicht heraus; denn dann wurde ihre Aufmerksamkeit oft genug durch den dumpfen Donner ferner Schlachten in Anspruch genommen, von deren Ausgang ihr eigenes Schicksal mit abhing. Und oft genug finden wir in den Gottwaltschen Aufzeichnungen vermerkt, daß man hier in Hirschberg starken Kanonendonner vernommen habe; es waren die Donner der Schlachten von Hohenfriedeberg, Trautenau, Liegnitz, der vielen Gefechte bei Liebau, Landeshut und Löwenberg, der Kämpfe um Schweidnitz in den Jahren 1761 und 1762 u. a. m. Jeder dieser drohenden Laute bedeutete auch für Hirschberg immer eine Veränderung in der Situation. Bald nachher zog gewöhnlich die eine Partie ab und die andere trat an ihre Stelle. Und nicht bloß aus der Bewegung der Truppen konnten die Hirschberger darauf schließen, was der Kanonendonner zu bedeuten gehabt hatte, manchmal traten auch noch andere sichere Merkmale hinzu. Am 15. August 1760 hatte die Schlacht von Liegnitz stattge-

funden und war das Gerücht verbreitet, daß die Preußen geschlagen worden seien. Aber schon am 16. August kamen hier lange Wagenzüge durch, auf welchen sich 'verwundete kaiserliche Soldaten befanden, und die Hirschberger konnten bald sehen, was es mit der Nachricht von dem Siege der Kaiserlichen auf sich hatte.

Und wenn dann die Nachricht von einem preußischen Siege sich bestätigt hatte – und zum Glück war das nicht selten der Fall – dann ertönte auch hier in Hirschberg Kanonendonner, aber es waren Freuden-schüsse, es wurde, wenn gerade preußische Truppen hier waren, Victoria geschossen.

„Am 3. October 1759“, erzählt Gottwalt, „sahe man hier eine Begebenheit, welche bei uns noch nie war gesehen worden. Es wurde über die Niederlage der Reichsarmee und auch zugleich, daß die Russen zurücke gehen müssen, Victoria geschossen. Die Bataillone formierten eine Linie vom Riemer-Vorwerk an über den Audienzberg und Galgenberg bis an das Wohngebäude, so unten am Wege stand; auf dem rechten Flügel beim Vorwerke bis auf den Audienzberg stunden die Dragoner, dann folgte das Bataillon von Lattorf Musquetiere, hernach das halbe Regiment von Markgraf Heinrich Füsiliere, sodann über den Galgenberg das Grenadier-Bataillon von Unruh und die braunen Husaren machten den Schluß. Das Freibataillon von le Noble blieb auf der andern Seite der Stadt in seinem Lager unweit dem Lamme stehen. Diese machten, als der Zeiger 8 Uhr schlug, den Anfang mit ihren Kanonen, sodann wurden auf allen Schanzen um den Galgenberg nun die Kanonen gelöst, dann fing das Freibataillon an zu feuern, dann die Dragoner und so durch die ganze Front und dieses 3 Male nach einander, worauf das ganze Corps 3 mal: Victoria, vivat Friedrich ! ausriefte. Nach Endigung dessen hielten das Lattorfsche Bataillon und die braunen Husaren mit fliegender Fahne und klingendem Spiele einen prächtigen Zug durch die Stadt.“ Später trat einer solchen rein militärischen Feier wohl auch noch eine religiöse Feier hinzu.

Am 10. Oktober 1762 – nach der Einnahme von Schweidnitz am 9. Oktober – hielt das Schmettausche Corps auf den Feldern zwischen Maiwaldau und Eichberg ein feierliches Dankfest ab, wobei mit dem Victoria-Schießen und -Rufen auch ein Tedeum verbunden wurde, und am 3. November 1762 wurde dabei auch eilte Predigt gehalten. Es geschah dies zur Feier des Sieges des Prinzen Heinrich bei Freiberg am 29. Oktober 1762.

„Am 3. November“, erzählt Gottwalt, „früh um 8 Uhr marschierten die Regimenter – Alt-Braunschweig, von Lindstädt und Prinz

Heinrich – mit 20 Kanonen aus der Stadt, zu welchen die auf den Dörfern liegende Kavallerie sich anschloß und bezogen die Anhöhen beim Galgenberge. Um 9 Uhr fing sich das Freudenfeuer an sowohl aus den Kanonen als auch kleineren Gewehren, beides von Infanterie und Kavallerie. Nach Endigung dessen wurde, Gott zu ehren vor den erhaltenen Sieg, das Tedeum laudamus unter Trompeten und Pauken angestimmt und von dem Feldprediger eine erbauliche Dank-Predigt gehalten. Nach Endigung dessen hielten die Regimenter einen prächtigen Einzug in die Stadt. Zu Mittag war beim Commandanten Concert und große Tafel gehalten.“

Die Bevölkerung selbst konnte ihren Gefühlen nicht immer so freien Lauf lassen. Wenn sie auch mit ganzem Herzen dabei war, wenn am 24. Januar der Geburtstag des Königs gefeiert wurde, oder wenn in den Kirchen ein Dankes-Gottesdienst mit Tedeum für irgend einen preußischen Sieg abgehalten wurde, so mag es doch in manchem Herzen eine große Verwirrung hervorgebracht haben, als am 29. November 1761 in der evangelischen Gnadenkirche auf hohen Befehl Ihre Römisch-kaiserliche Majestät zum ersten Male wieder in das Kirchengebet eingeschlossen werden mußte. Ob neben der Kaiserin auch Friedrichs gedacht wurde, sagt der Chronist nicht. Dieses kirchlichen Aktes konnte sich die Geistlichkeit nicht füglich weigern, aber als am 19. März 1762, dem Namenstage des kaiserlichen Kronprinzen Joseph, der kaiserliche Commandant von Hirschberg, Oberstlieutenant Dessini, ein Concert und große Tafel zu Ehren des Prinzen veranstaltete und dazu neben dem Magistrate und den Kaufmanns-Ältesten etc. auch die evangelische Geistlichkeit einlud, lehnten diese die Einladung ab, was ihnen der Commandant sehr übel nahm. Es war eben schwer, sich aus solchen Situationen herauszufinden, ohne bei irgendjemandem anzustoßen und die Verwirrung in allen Verhältnissen war groß. Mehrmals während des 2. und 3. schlesischen Krieges wurden von den Österreichern die preußischen und dann wieder umgekehrt die österreichischen Adler von den Preußen abgenommen, mehrmals die Brückengeländer etc., je nachdem die Preußen oder die Österreicher hier das Heft in der Hand hatten, schwarz und weiß oder rot und weiß angestrichen; mehrmals zogen die preußischen Beamten ab und wurden durch österreichische ersetzt und umgekehrt. Die einzige fest stehen bleibende Instanz, an die man sich immer halten konnte und immer hielt, war der Magistrat, welchen namentlich die nicht bloß reiche, sondern auch intelligente und opferwillige Kaufmannschaft kräftig unterstützte. Ihm übertrugen daher die Österreicher auch mitunter die Wahrnehmung der Funktionen der kaiserlichen Post-,

Steuer- und anderer Beamten. Es war nicht leicht, in jener Zeit, Magistratsperson oder großer Kaufmann sein. Oft mußten sie nicht bloß mit ihrem Vermögen, sondern auch mit ihrer Person für die Stadt eintreten. Manchmal konnte es ihnen begegnen, daß irgend ein österreichischer Commandoführer mit der Pistole hinter ihnen herlief, um eine Forderung durchzusetzen, die er an die Stadt machen zu können glaubte, oder sie wurden in's Hauptquartier citiert, um irgend ein fatales Rigoroseum zu bestehen, oder sie mußten sich mitunter Wochen lang als Geiseln umherschleppen lassen. Aber sie haben immer standhaft ausgehalten und ihnen ist es wohl zuzuschreiben, daß der Stadt wenigstens ein so grausames Schicksal, wie es z. B. unsere Nachbarstadt Landeshut zu ertragen gehabt hat, erspart geblieben ist.

Ja, im Laufe des siebenjährigen Krieges gestaltete sich das Verhältnis auch zu den hohen österreichischen Offizieren – bei den preußischen verstand sich das von selbst – sogar ganz freundlich. Mag hierbei vielleicht auch der Gedanke, daß Schlesien, oder wenigstens die Gebirgsgegend wieder einmal dauernd mit Österreich verbunden werden könnte, oder vielleicht auch der Wunsch sich bei den Hirschbergern die Fähigkeit zur Zahlung starker Contributionen zu erhalten, mitgewirkt haben, jedenfalls ist die Beschaffenheit der maßgebenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten nicht ohne Einfluß gewesen.

Wir haben schon gesehen, wie wohlwollend sich der General von Naundorf benahm; eben so wohlwollend benahmen sich der kaiserliche General Baron v. Beck, der öfter hier im Quartier lag, u.a., und Laudon selbst hat manchmal seine schützende Hand über Hirschberg und die Hirschberger gehalten, gerade so wie er dies in Landeshut gethan hat. Dort hatten im Juni 1761 österreichische Husaren große Massen Leinwand von den Bleichen gestohlen. Laudon ließ die Sache, als er davon erfuhr, sofort untersuchen, die Leinwand wieder herbeischaffen und nebst einem sehr gnädigen Schreiben durch einen General an den Magistrat in Landeshut abliefern, das Fehlende aber nach seinem vollen Werte in gutem Kaisergelde bezahlen.

Den Hirschbergern bot er zu jener Zeit, wo es in unserer Gegend wegen der Kämpfe um Schweidnitz gerade wieder recht unruhig war, aus freien Stücken eine Salvegarde an, und im August 1761 machte er aus Hirschberg geradezu eine Art von Asyl, indem er die Flüchtlinge aus Breslau und anderen Orten, die vor den Russen die Flucht ergriffen hatten und unter denen sich vornehme Leute, z.B. die Witwe des preußischen Feldmarschalls von Buddenbrock, befanden, unter starker Bedeckung hierher bringen ließ, worauf er die Stadt mit verdoppelter

Wachsamkeit und Energie gegen seine russischen Freunde in Schutz nahm. Ja, er ließ diese Flüchtlinge sogar, als sie im September wieder in ihre Heimat zurückkehren wollten, wiederum unter starker Bedeckung bis in das preußische Lager bei Schweidnitz zurückbringen.

Die Hirschberger hatten also durchaus keinen Grund, sich über die hohen österreichischen Offiziere zu beklagen; diese gingen gut mit der Stadt um; aber etwas mehr an den 30jährigen Krieg erinnerte die Kriegsführung der weniger hohen Chargen, namentlich der Patrouillen- und Commandoführer. Daß von gemeinen Soldaten sowohl der österreichischen als der preußischen Armee manchmal gestohlen wurde, haben wir schon gesehen. Bei den Offizieren der beiden Armeen kam das natürlich nicht vor, aber mancher der österreichischen Offiziere geringerer Grade sah den Krieg noch als eine Art von lustigem Handwerk an, bei dem man Geld verdienen und auf anderer Leute Kosten sich eine Güte antun konnte. Sie ließen sich für die Aufrechthaltung guter Ordnung Geschenke machen an Geld und Hirschberger Leinwand, welche noch gerade so, wie im dreißigjährigen Kriege sehr wert geschätzt wurde, aßen und tranken auch einmal möglichst viel und möglichst gut auf Kosten der Stadt, aber sie leisteten auch das verheißene Äquivalent dafür, sie hielten wirklich auf Ordnung, und trieben ihre Vertragstreue so weit, daß es ihnen auch nicht darauf ankam, einmal ein paar Croaten, wenn sie gestohlen hatten, zum warnenden Beispiel auf öffentlichem Markte hängen oder wenigstens tüchtig durchprügeln zu lassen, kurz sie litten unter ihren Leuten keine Ausschweifungen, so daß durch die verhältnismäßig geringen Geldopfer, welche die Stadt zu bringen hatte, immerhin noch größeres Unheil verhütet wurde.

So erhielt am 26. Mai 1745, also noch vor der Schlacht bei Hohenfriedeberg (7. Juni) der Lieutenant Baron von Ghilay, welcher mit einem Commando von 120 Mann Nadasdy-Husaren hierher kam, für die Aufrechterhaltung guter Mannszucht für sich und seine Leute ein Geschenk von 46 Dukaten, am 30. Mai ein Commando Husaren und Dragoner ebenfalls unter einem Lieutenant 12 Dukaten und am 1. Juni ein Commando Kürassiere und Dragoner unter dem Rittmeister Baron von Gersdorff 6 Dukaten.

Am bescheidensten war wohl die kaiserliche Husaren-Patrouille, welche am 15. September 1758 hier vor dem Rathause aufritt, um einige Ratsherrn mitzunehmen. Die Gründe, aus denen dies geschehen sollte, sind in das Dunkel der Vergangenheit versunken, vielleicht war es zu jener Zeit so Mode. Die Patrouille ließ sich aber mit einem guten Schweinebraten als Mittagbrot abfinden und ritt dann ohne Ratsherrn zum

Burg-Thore hinaus. Draußen nahm ein Husar ein Stück Leinwand von der Bleiche mit, und als sich der Bleicher bei dem Offizier, der die Patrouille führte, darüber beschwerte, tröstete ihn dieser mit den Worten: „Mein Freund, die Leinwand gehört unserem Herrgott und wir sind seine Kinder, da können wir nehmen, so viel wir brauchen.“ Mögen auch diese etwas stark kommunistischen Anschauungen nicht ganz unbedenklich sein, so wollen wir doch zu Ehren der offenbar sehr gutmütigen Patrouille annehmen, daß sie in der That die Leinwand brauchte, mit der vielleicht gar bald noch manche schwere Wunde verbunden werden mußte.

Aber nicht immer ging es so billig ab. Wenn höhere Offiziere als Commandoführer hierher kamen, verlangten sie mehr. So der Oberstlieutenant v. Franquini im 2. schlesischen und der Oberst-Wachtmeister v. Rackowitz im siebenjährigen Kriege. Franquini kam gerade um die Zeit der Schlacht bei Hohenfriedeberg (7. Juni 1745) hierher, um den Hirschbergern alle Gewehre, die sie etwa noch besäßen, abzunehmen, und befahl, daß jene an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde in Schmiedeberg abgeliefert werden sollten. Als sie aber zu dieser bestimmten Zeit dort ankamen, war niemand da, der sie abgenommen hätte, und so mußten sie wieder nach Hirschberg mitgenommen und hier an Franquini, der in der Rosenau stand, abgeliefert werden. Er hatte bereits vorher zu verstehen gegeben, daß, wenn man ihm ein gutes Geschenk mache, er nicht allein gute Mannszucht halten, sondern auch gar nicht erst in die Stadt kommen und bald abmarschieren würde. Man bot ihm 40 Dukaten und ein Schock Leinwand. Das war aber viel zu wenig. Franquini sagte, das sei ein Geschenk für sein Kuchelmensch, man sei nicht recht gescheit, und ließ auf dem Rathause durch einen Kornett nicht weniger als 24 Tischtücher, jedes mit 12 Servietten und für jeden seiner 500 Gemeinen 1 Thaler und für seine Offiziere noch etwas mehr fordern. Man bot dem Kornett, nachdem man ihm selbst 12 Dukaten und ein halbes Schock Leinwand gegeben hatte, für Franquini und sein Commando 100 Dukaten, 1 Tischtuch mit 24 Servietten und 6 halbe Webe Greiffenberger Leinwand. Franquini aber sah sich die offerierten Waren gar nicht erst an, sagte, 100 Dukaten schenke er einem guten Freunde und ließ zwei Wagen bestellen. Man wußte, was das zu bedeuten hatte, es waren die Vorbereitungen zur Abführung einiger Magistratspersonen als Geiseln, legte schleunigst noch 200 Dukaten und 2 halbe Webe Leinwand zu und nun war Franquini zufrieden und versprach, der Stadt nichts zu leide zu thun.

Am andern Morgen um 7 Uhr (8. Juni) aber war er schon wieder da, erklärte, die Hirschberger hätten ihre Gewehre nicht vollständig abgeliefert und wären nicht zur rechten Zeit in Schmiedeberg gewesen und dafür müßten sie jetzt binnen einer Stunde, bei Strafe der Plünderung, 1000 Dukaten zahlen. Das Geld wurde bezahlt, Franquini aber war noch nicht zufrieden und meinte, diese 1.000 Dukaten gehörten der Kriegs-Kasse, er hoffe, daß man die Weine, die er gestern bei dem Italiener entnommen, im Betrag von 425 Gulden, auch noch bezahlen würde. Man übernahm auch diese Schuld, gab dem Husaren-Kornett, durch welchen man mit Franquini verhandelt hatte, noch 6 Dukaten und war so für diesmal der Quälerei ledig. Das Ende der Sache war, daß die abgelieferten Gewehre auf Wagen geladen, fortgefahren und unterwegs von preußischen Husaren erbeutet wurden.

Nicht viel besser als Franquini machte es im siebenjährigen Krieg der Oberstwachmeister v. Rackowitz. Er gehörte zu einem Corps, welches nach der Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) im Grünbusche lagerte und kam von dort her mit einigen anderen kaiserlichen Offizieren und 20 Husaren nach Hirschberg herein, um etwas Proviant zu holen. Er bestellte alsbald für sich und seine Offiziere ein solennes Mittagbrot, zu dem er auch den Magistrat einlud und gab dabei zu verstehen, daß er in Schmiedeberg schon reichlich mit Tafelzeug versehen worden sei. Leinwand wollte er nicht mehr haben, sondern Geld. Er wurde mit 33 Dukaten abgefunden, die Rechnungen aber, welche die Stadt außerdem noch für ihn und seine Offiziere und den entnommenen Proviant zu bezahlen hatte, beliefen sich auf mehr als 350 Thaler.

Derartige Begegnungen, welche sich in beiden Kriegen vielfach wiederholten, hielten sich noch immer mehr oder weniger in den Formen eines höflichen persönlichen oder geschäftlichen Verkehrs und die Beträge, um welche es sich handelte, waren erschwinglich, wenn sie sich auch schließlich auf eine recht ansehnliche Summe belaufen haben mögen. Es gab indessen, und zwar ebenfalls nicht selten, auch Fälle, welche nicht so leicht verliefen, und in welchen das Geforderte nicht so leicht beschafft, oder die Forderung nicht so leicht ganz abgewendet werden konnte, sondern in denen es sich um Forderungen handelte, deren Erfüllung die Kräfte der Stadt überstieg und in denen auch die Personen der Stadt-Repräsentanz recht hart angegriffen wurden. So hatte man den Hirschbergern das früher schon erwähnte Gefecht, welches am 25. April 1745 hier auf der Viehweide stattgefunden hatte, sehr übel genommen. Man beschuldigte sie, wenn das überhaupt eine Beschuldigung genannt werden kann, daß sie es mehr mit den Preußen als mit den Österreichern

hielten und daß sie einige Zeit nach dem Gefechte 15 verwundete und gefangene Kroaten an die Preußen ausgeliefert hätten. Dafür sollten sie nicht weniger als 800.000 Gulden Kontribution zahlen. Am 28. Mai 1745 kam der österreichische Cominissarius, Sekretair de Grossa im Auftrage des Ober-Kriegs- und General-Landes-Commissarius, Grafen von Chotek hierher, um das Geld zu holen. Die Hirschberger waren in großer Angst und der Senator Dr. Lindner reiste alsbald nach Landeshut zu dem General Nadasdy, um das drohende Unheil abzuwenden. Er wurde schlecht aufgenommen, zum Erzherzoge Carl von Lothringen geführt, mußte eine Nacht ohne Speise und Trank im Gefängnis zubringen und von den kaiserlichen Ober-Offizieren viele Vorwürfe anhören, welche ihm die Untreue der Stadt Hirschberg gegen die Kaiserin empfindlich vorhielten. Inzwischen verhandelte man in Hirschberg mit dem Sekretair de Grossa wegen milderer Bedingungen und versprach, 100 000 Gulden zu zahle», womit sich de Grossa vorläufig begnügen wollte. Man brachte aber, und zwar größtenteils in Wechsell, nur 50 000 Gulden zusammen, deren Annahme de Grossa verweigerte. Run versuchten die Hirschberger ihr Heil bei dem Grafen Chotek selbst; die Herren v. Buchs und Beer überbrachten ihm die gesammelten 50.000 Gulden und erzählen selbst über den Erfolg ihrer Mission: „Sobald wir in Landeshut angekommen und vor den Grafen Chotek geführt worden waren, hatten wir vor demselben eine harte Anrede zu hören und mußten unsern Degen ablegen. Wir bemerkten hierbei, daß der Sekretair de Grossa bei dem Grafen in großem Ansehn stand und gaben ihm persönlich noch 100 Dukaten, worauf man uns erlaubte, die Degen wieder anzulegen. Der Graf Chotek gab uns nun über die abgelieferten 50000 Gulden eine Quittung mit dem Befehle, binnen 3 Tagen die noch fehlenden 50 000 Gulden in das Hauptquartier nach Reichenau zu schaffen oder der Plünderung von Hirschberg gewärtig zu sein. Würde jedoch die genannte Summe eingebracht, so sollte es den Hirschbergern gestattet sein, bei der Kaiserin um den Erlass der übrigen 700.000 Gulden zu bitten und sich wegen des ihnen zur Last gelegten Betrags zu rechtfertigen.“ Hierauf durften sie wieder zurückreisen und auch den Senator Dr. Lindner mitnehmen. Die noch zu zahlenden 50.000 Gulden wurden zusammengebracht und die anderen 700.000 Gulden sind nicht eingezogen worden. Der Dresdener Friede vom 25. December 1745, durch welchen der 2. schlesische Krieg beendet wurde, machte auch durch diese Rechnung, wie durch manche andere, einen Strich. Am 28. November 1745 aber, ehe noch die Angelegenheit der ersten Kontribution von 800.000 Gulden erledigt war, kam wieder der den Hirschbergern wohl-

bekannte Oberstlieutenant von Franquini nach Hirschberg und forderte, unter Bedrohung mit Feuer und Schwert, eine neue Kontribution von 100.000 Gulden. Man ging nun wieder ans Sammeln und brachte 40.000 Gulden zusammen. Es kam ein Offizier, um das Geld abzuholen, bekam es aber nicht, weil er sich nicht legitimieren konnte. Das hatte unangenehme Folgen, die wir uns von Gottwalt erzählen lassen: „Die folgende Nacht sah man auf der Herischdorfer Straße eine große Menge brennender Fackeln der Stadt sich nähern, worüber man wegen der drohenden Gefahr in ziemlichen Schrecken geriet. In Zeit von einer Stunde waren diese Feuerwische zum Langgassenthore eingerückt; sie erbrachen die Kramladen und nahmen allen Vorrat von Schwefel und Pech heraus, welches sie mit Stroh und Werg verhüllet auf ihre Flinten banden, zum Teil auch damit ladeten – alles Anstellen zu einem Ruin. Unterdessen war der Oberstlieutenant beim Burgemeister, erteilte ihm unter den schrecklichsten Drohungen einen Verweis, daß er ihm das Geld nicht zugeschickt und drohte, wenn man ihm nicht in Zeit von einer Stunde, wobei er die Uhr auf den Tisch legte, die 100.000 Gulden schaffte, so hätten seine Leute die Ordre, auf den ersten Pistolenschuß anzuzünden und zu plündern.

Hirschberg unter Friedrich dem Großen.

Von G. Bassenge, Bürgermeister

(Schluß.)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 40/1885, Seiten 6-10

„Da es nun Nacht und die Leute im besten Schlaft waren, so ging die Stunde vorbei, ehe sich Jemand auf dem Rathhause einfand. Der Herr Bürgermeister holte in dieser Angst zunächst den Herrn v. Buchs aus dem Bette, und diese beiden waren die ersten, die sich aufs Rathhaus begaben. Kaum war die Stunde vorbei, da kam auch schon ein Adjutant aufs Rathhaus und meldete, daß, da die Zahlung noch nicht erfolge, der Herr Oberstlieutenant nicht gesonnen sei, länger zu warten, sondern das Zeichen zur Plünderung geben lassen wollte. Herr von Buchs fragte diesen Herrn, ob er schon einmal 100.000 Gulden beisammen gesehen hätte; es sei viel Geld und erforderte Zeit, es zusammen zu bringen. Indessen rieth er, mit der Zahlung nur immer anzufangen. Es wurde hieraus das erste Quantum zum Herrn Oberstlieutenant gebracht, welcher, wie er Geld sah, seine Löwengestalt änderte und mit der größten Freundlichkeit die Versicherung gab, wie ihm von Herzen leid sei, daß er die Stadt

mit der beschwerlichen Kommission plagen müßte. „Deutsch zu reden,“ sagte er, „unser Hof braucht Geld, mir ist an Euerem Gelde mehr gelegen als an Euerem Unglück, doch muß von dem Verlangten nicht ein Heller fehlen. Ich gebe Euch meine Parole, so lange ich hier stehe, soll keinem kein Faden genommen werden. Man brachte bis auf den folgenden Tag mit der Zahlung zu. Sein Wort hat er redlich gehalten. Am folgenden Tage kam ein Corps Kroaten. Bei ihrem Einmarsche ließ er 2 Geistliche und den Scharfrichter holen, ohne zu wissen, ob sie nöthig sein würden. Die Kroaten wurden nun visitirt und da man bei einigen verdächtige Sachen fand, welche sie gestohlen, so wurden 4 zum Galgen verurtheilt, worunter eine Weibsperson. Diese 4 mußten sogleich heraustreten, beichten und das am Rathhause stehende Baugerüst war der Galgen, woran sie alle gehenkt wurden. Diese 4 waren in Zeit von einer Stunde in ihrer That ergriffen, deshalb verurtheilt und gehenkt; etliche andere mußten Spießruthen laufen und durch diese Strenge des Kommandeurs war die Stadt vor Unordnung sichergestellt.“

Franquini nahm sich die Sache nicht sehr zu Herzen. Er freute sich über die 2.000 Gulden, welche die Hirschberger ihm persönlich geschenkt hatten und machte am 4. Dezember mit seinen Offizieren eine solenne Schlittenfahrt auf Kosten der Stadt. Graf Chotek hätte seine Drohung betreffs der Plünderung von Hirschberg bei der Einziehung jener ersten 100.000 Gulden sicher wahr gemacht und ebenso sicher wäre, wenn bei der Einziehung der zweiten 100.000 Gulden der verhängnißvolle Pistolenschuß gefallen wäre, Hirschberg ein Raub der Flammen geworden und alle Greuelszenen, von denen Landeshut im siebenjährigen Kriege heimgesucht worden ist, hätten sich sicherlich auch hier ereignet. Aber es fanden sich immer noch wackere Männer, Magistratspersonen und angesehene Bürger, welche im rechten Augenblicke das rechte Mittel ergriffen, um von der Stadt das drohende Unheil abzuwenden. Sie kamen bei diesen edlen Bestrebungen später noch oft genug in Situationen, welche für sie persönlich noch ungleich unangenehmer und gefährlicher waren, als die oben geschilderten.

Im siebenjährigen Kriege – es war Mitte September 1758, also 4 Wochen vor dem Überfall bei Hochkirch – stand in Naumburg a. Queis ein kaiserlicher Rittmeister, namens Apon di, mit einem Kommando Husaren und Kroaten, welcher das Land weit und breit für eigne Rechnung brandschatzte und sich immer die Magistrats-Personen aus den Städten und die Schulzen und Herrschaften vom Lande abholen ließ, um Geld von ihnen zu erpressen. So ließ er sich auch den Stadtdirektor Mirus aus Hirschberg holen und forderte von ihm 40.000 Gulden. Mirus ver-

weigerte sie, und Apondi schickte daher am 16. September ein Kommando Kroaten mit Pechfackeln nach Hirschberg. Der Offizier, welcher das Kommando führte, verlangte die Zahlung der 40.000 Gulden binnen einer Stunde, widrigenfalls die Stadt angezündet werden würde. Es wurden 7.000 Thaler zusammengebracht, der Offizier wollte sich nun nicht länger aufhalten, da die Preußen schon in Schmiedeberg standen und zog mit diesen 7.000 Thalern ab, nahm aber noch den Rathsherrn Glogner und die Herren v. Buchs, Jäger und Thomann als Geiseln mit. Diese wurden nun 3 Wochen lang umhergeschleppt, mussten theils im Freien kampiren, theils wurden sie in irgend eine Stube eingesperrt und ganze Tage lang nicht heraus gelassen und sehr dürftig mit Speise und Trank versehen und nicht selten von den Husaren und Croaten geprügelt. In Görlitz ging's ihnen etwas besser, da sich der Magistrat ihrer freundlich annahm und endlich lieferte sie Apondi in Löbau, in dessen Nähe sich das österreichische Hauptquartier befand, an die Hauptwache ab. Dort wurden sie einquartiert und von einer Wache — 1 Offizier, 1 Unteroffizier, 1 Gefreiter und 6 Gemeine — bewacht. Nun wandten sie sich in einer Bittschrift an den Prinzen von Baden-Durlach, der ihnen alsbald Befreiung versprach, wenn der zur Zeit abcommandirte Rittmeister Apondi zurückgekehrt sein würde. Ihre Behandlung wurde besser; sie bekamen alle Tage Besuche von österreichischen Offizieren und namentlich einer derselben, Hauptmann Formenti, war so liebenswürdig, daß sich die Gefangenen gern durch Geschenk erkenntlich zeigen wollten. Er nahm aber durchaus Nichts an, sondern sagte: „Ich bitte mir die Freundschaft der Herren aus, die mir weit angenehmer ist, als das kostbarste Geschenk.“ Ein starker Gegensatz zu dem Rittmeister Apondi, der, als er zurückgekehrt war, zu den Herren sagte, da sie nun einmal für ihre Freilassung Etwas versprochen hätten, so sollte ihm der Eine 80 Louis d'Or, ein Anderer 200 Ducaten und die Uebrigen sollten zusammen dem Offizier, der sie in Hirschberg abgeholt hätte, auch 200 Dukaten geben; die Pechfackeln sollten sie außerdem bezahlen. Endlich war die Sache, wegen deren an den Feldmarschall Daun — er stand bei Hochkirch — hatte berichtet werden müssen, erledigt. Der Prinz von Baden-Durlach ließ die Herren vor sich kommen und entließ sie, nachdem er sich sehr höflich entschuldigt hatte, daß sie so lange aufgehalten worden wären; eine geringe Genugthuung für die ausgestandenen Leiden. Die Herren waren von ihren treuen Dienern begleitet gewesen und Gottwalt berichtet, daß das nun schon die 3. Reise gewesen sei, welche er mit seinem Herrn als Geisel in das kaiserliche Hauptquartier hätte machen müssen. Sie wurden nach ihrer Rückkehr sämmtlich

krank und einer von ihnen starb nach einem halben Jahre.

Wir glauben nicht zu viel behauptet zu haben, wenn wir sagen, daß in den schlesischen Kriegen von Hirschberg durch das männliche und aufopfernde Verhalten solcher Männer viel Unheil abgewendet worden ist. Hirschberg verwandte übrigens seinen Einfluß und sein Geld nicht bloß im eigenen Interesse, sondern auch im Interesse Anderer.

Im Juli 1762 hatte der preußische General von Neuwied von der Stadt Schatzlar in Böhmen und dem dortigen Jesuiten-Kloster eine Contribution von 8.000 Ducaten verlangt. Herr von Buchs legte für sie Fürbitte bei dem General ein, stellte ihm vor, daß der Ruin dieser armen böhmischen Unterthanen auch für den Hirschberger Handel sehr nachtheilig sein würde und erbot sich, für das Kloster und die Stadt Schatzlar ein Darlehn zu erlegen. Die Fürbitte war so wirksam, daß sich der General mit 1000 Ducaten begnügte, welche Herr von Buchs vorschloß. Als Kaufmann ließ er sich genügende Sicherheit geben, aber die Schatzlarer gewährten diese mit Freuden und ließen sich bei Herrn von Buchs durch ihre Bevollmächtigten auf das Lebhafteste bedanken.

Auch für Landeshut hatten die Hirschberger, obgleich eigentlich selbst beständig unter Contribution stehend, noch Etwas übrig. Die arme Stadt war nach der Niederlage von Fouqué bei Landeshut (am 23. Juni 1760) geplündert worden und die Kaiserlichen hatten dabei in einer Wiese gehaust, daß sich die Feder sträubt, alle die Scheußlichkeiten niederzuschreiben, die sie verübt. Schon 2 Tage darauf, als die Nachricht von der Plünderung hierher kam, schickten die Hirschberger sofort mehrere Wagen voll Kleider, Wäsche, Lebensmittel etc. zu Hülfe und setzten ihre Unterstützungen fort, bis die ärgste Noth gestillt war. Es muß arg gewesen sein; die hohen kaiserlichen Offiziere hatten selbst Mitleid mit den Landeshutern und der gute General v. Beck ließ durch seinen Kammerdiener viel Geld unter sie vertheilen. Bei den preußischen Soldaten aber blieben diese Grausamkeiten unvergessen und in der Schlacht bei Liegnitz (15. August 1760) gaben sie den Croaten keinen Pardon. Sie stießen oder schossen selbst kaiserliche Offiziere, die auf den Knien um Pardon baten, nieder und als der König sie ermahnte, hiervon abzulassen, entgegneten sie: „Majestät, wir können nicht anders, das ist für Landeshut.“

Als die ersten 5 Jahre des siebenjährigen Krieges vorüber waren, da lernte Hirschberg noch 2 neue Uebel kennen, von denen es bis dahin verschont geblieben war: die Russen und den Hunger. Die Angst vor den Russen war namenlos und wenn nur die Hälfte von dem wahr war, was man sich von ihnen erzählte, so war die Sache schlimm genug. Es machte dabei auch wenig Unterschied, ob sie als Feinde oder als Freun-

de kamen, wenigstens sagt Gottwalt von den Kosaken im Jahre 1762: „Wenn man sie schon nicht so sehr fürchtet, wie vor einem Jahre, so schauert einem doch, wenn man von ihnen reden hört. Da sie Feinde des Königs waren, schien es fast unmöglich, ihre ausgeübten Grausamkeiten genugsam zu beschreiben. Heuer, nun sie Freunde sind, sagt man zu ihrem Ruhme: Sie sind wie die Kinder, die Alles haben wollen, was ihre Augen sehen. Man bleibt also nach wie vor in Furcht und Schrecken vor ihnen.“

Deshalb sah nun auch Laudon seinen russischen Bundesgenossen scharf auf die Finger und die Hirschberger sammt allen den Flüchtlingen, die im August 1761 vor den Russen hierher geflohen waren, nahm er energisch gegen sie in Schutz. Es war am 22. August 1761, als die ersten Kosacken hier in Hirschberg sichtbar wurden. Ein Piket von 50 Mann kam von Hartau her in die Vorstädte und 2 von ihnen kamen bis in die Stadt. Als bald waren sie von Neugierigen so umringt, daß die wilden Söhne der Steppe selbst Angst bekamen und der eine von ihnen, welcher etwas deutsch sprach, bat, man möchte sie nur wieder zu ihrem Kommando führen, welches sie verloren hätten. Ihre Bitte wurde ohne Zögern erfüllt, aber hinter ihnen besetzte man als bald die Thore und das Rathhaus. Am Nachmittag desselben Tages kam ein neues Kommando von 60 Mann Dragonern und Kosacken unter einem Offizier, welcher beim Bürgermeister abtrat und an ihn die Forderung stellte, daß die Stadt binnen 6 Stunden bei Strafe der Plünderung 400.000 Gulden Contribution an ihn zahle. Glücklicherweise, möchte man sagen, hatte die Stadt noch an einer Contribution von 300.000 Thalern abzu zahlen, welche ihr Laudon im Frühjahr 1761 auferlegt hatte und eben wieder eine Abschlagszahlung von 8.000 Gulden auf dem Rathhause zur Abführung an das österr. Hauptquartier bereit liegen. Dies sagte man dem russischen Offizier und bat ihn um Erlaubniß, eine Staffette an den General von Laudon zu schicken, um Ordre zu erhalten, welche von beiden Forderungen befolgt werden sollte. Der Offizier war dies zufrieden und die Staffette ging ab. Schon in der Nacht vom 23. zum 24. August war die Antwort da und zwar in Gestalt eines kaiserl. Offiziers mit 25 Dragonern.

Ueber das, was nun weiter geschah, lassen wir Gottwalt erzählen:

„Am 24. August. Diesen Morgen ging der kaiserliche Offizier, der diese Nacht mit dem Commando angekommen, zu dem russischen Offizier und meldete ihm, wie er Ordre habe, von der Stadt nichts abfolgen zu lassen; sie aber — nämlich die Russen — würden sich genöthigt finden, wieder wegzugehen. Nach diesem ging gemeldeter Offizier

zu der preußischen Feldmarschallin von Buddenbrock und machte ihr von dem General von Laudon ein Kompliment mit Vermelden, wie der Herr General durchaus nicht haben wollte, daß sowohl die in Hirschberg befindlichen Flüchtlinge als auch die Stadt selbst wegen der Kosaken in Gefahr gesetzt werden sollte, weswegen er aus eigener Bewegniß 25 Mann Dragoner zur Bedeckung hergeschicket. Dieser Offizier erbietet sich, an den General von Laudon selbst einen Bericht abzustatten, von all' den Excessen, welche die Russen ausüben. Die Bauern rottiren sich stark zusammen und suchen auf alle Weise die Anfälle von solchem Räubergesindel durch Gewalt abzutreiben. Sie haben schon viele gefangen genommen und zu der kaiserl. Armee abgeliefert, bekommen aber allemal die Antwort: Warum schlagt ihr die Hunde nicht todt?

Heute sieht es in Hirschberg sehr verworren aus: wir haben zweier Potentaten Volk hier, eine Partei will die Stadt vor der andern schützen und beide setzen uns in Contribution. Die Bürgerschaft ist eben wieder auf dem Rathhause; wie man der einen oder der anderen los werden soll, das bleibt noch Geheimniß. Die Kaiserlichen besetzten heute die Stadthore und verwehren den Russen aus der Stadt zu gehen, weil sie gestern und auch heute früh in einige Häuser in der Vorstadt eingefallen und gestohlen haben. Da keine Partei der andern weichen will, so haben sie beide zu ihrer Armee Staffetten abgeschickt, um Verhaftungsbefehle zu erhalten.“

Am 26. August kam die schriftliche Antwort des Generals von Laudon an den Magistrat: „Ich habe die geführte Klage über die Russen vor gerecht angesehen, weshalb man der Stadt alle Hülfe zu leisten bemüht ist: habe auch dieser wegen mit dem russischen General conferiret; die Stadt soll mit der Zahlung zurückhalten, das Kommando aber bis auf weitere Ordre noch stehen bleiben.“

Am 29. August endlich wurde der Knoten gelöst. „Der russische Offizier,“ erzählt Gottwalt, „wollte zwar ohne Geld durchaus nicht weggehen, zumal er die 8.000 Gulden auf dem Rathhause liegen wußte; der kaiserliche Offizier aber hat es ihm allemal untersagt mit dem Vermelden, daß er ihm solches vor der Stadt wieder abjagen würde, woraus der russische Offizier von dem kaiserlichen verlangte, er solle ihm erlauben, daß er einige Herren zu Geißeln mitnehmen dürfte, denn ganz und gar ohne Verrichtung zur Armee zurückzukommen, möchte ihm gefährlich scheinen. Aber der kaiserliche Offizier antwortete ihm: „Mein Herr, auch nicht eine Katze lasse ich Ihnen aus Hirschberg folgen.“ Endlich aber, als heute früh um 6 Uhr noch 100 kaiserliche Küras-

siree einrückten, welche von dem General von Laudon ausgeschickt waren, die Gegend von den Kosacken zu reinigen, unsere Kosacken aber die Gewalt sahen, so machten sie sich diesen Vormittag 10 Uhr auf den Weg. Die Kürassiere mußten früh von 5 Uhr an, bis daß sie fort waren, auf dem Markte unter dem Gewehr halten bleiben. Auf dem Rennhübel thaten die Kosacken den ersten Einfall und es wäre ohne Grausamkeit nicht abgegangen, wenn ihnen die kaiserlichen Dragoner nicht so zeitig auf den Hals gekommen wären; diese aber umringten das Wirthshaus, trieben sie mit Gewalt fort und begleiteten sie bis Kupperberg.“ Man sieht also, daß die kaiserlichen Patrouillen sehr gemessene Befehle hatten und daß sie dieselben ebenso streng ausführten.

Auch aus den Nachbarstädten und Dörfern jagten sie die Kosacken fort und man kann nicht anders sagen, als daß die Oesterreicher, ihnen gegenüber, unsere Gegend wie Freundesland geschützt haben. Trotzdem verübten diese Horden auf den umliegenden Dörfern noch genug Thaten, die man nicht gern niederschreibt und Hirschberg konnte sich glücklich pressen, auch von diesem Uebel verschont geblieben zu sein.“ Und so schließt denn Gottwalt am Sylvesterabend des Jahres 1761 in seinem Tagebuche seine Aufzeichnungen über das 6. Kriegsjahr des 7jährigen Krieges, gerade so, wie er dies bei den vorhergehenden Jahren gethan hat, mit einem Dank gegen Gott ab, daß Hirschberg auch in diesem Jahre wieder vor gänzlicher Verwüstung bewahrt gewesen, und daß die Einwohner nicht, wie anderwärts, von Haus und Hof versagt, sondern im Genuß ihrer Güter geblieben wären. Im letzten Kriegsjahre (1762) aber trat nun auch die wirkliche Noth, Hungersnoth, an Hirschberg heran. Obgleich angesichts der herrschenden traurigen Zustände bereits kaiserlicherseits der menschenfreundliche Befehl ergangen war, daß es den Schlesiern gestattet sein solle, in Böhmen Getreide zu kaufen, stieg doch der Preis des Roggens am 22. Juli 1762 auf 14 Thaler 20 Sgr. für den Scheffel und zugleich war es um jene Zeit, wegen der Kämpfe um Schweidnitz, gerade wieder recht lebhaft von Truppen in unserer Gegend. Für sie wurde noch gesorgt, so gut es ging, aber die Bevölkerung hungerte. Kraftlos wankten die verfallenden Gestalten der Aermeren umher, nahmen zu den ekelhaftesten Nahrungsmitteln, die schon diesen Namen nicht mehr verdienten, ihre Zuflucht und hungernten doch. Sie fingen an Stroh zu mahlen und Brot daraus zu backen, sie suchten das Heu zusammen, welches die Pferde der Soldaten unter die Füße getreten hatten, kochten und aßen es, sie schlugen sich um halb verwestetes Luder — das war wirkliche Noth, unter welcher Stadt und Land unsagbar litt. Aber auch das ging vorüber; bis zum Schlusse des

Jahres war der Preis des Roggens wenigstens einigermaßen, um etwa 2 Thaler für den Scheffel, gesunken, und Gottwalt ruft in seiner Jahres-schlußbetrachtung wiederum aus: „Herr sei gelobt, daß du auch dieses Jahr durchgeholfen und manche Noth und Gefahren uns abgewendet hast.“ Schon dämmerte das Morgenroth einer besseren Zeit, die Friedenshoffnungen, welche niemals aufgegeben, sondern immer, wenn auch bisher vergeblich, gehegt worden waren, belebten sich wieder und verwirklichten sich in kurzer Zeit.

Schon im Januar 1763 erhielt der Commandant von Hirschberg, v. Stechow, durch einen Courier aus Leipzig die Nachricht von dem zu Stande gekommenen Frieden, und am 15. Februar 1763 wurde auf Schloß Hubertusburg der Friedenstraktat zwischen Preußen und Oesterreich durch die beiderseitigen Bevollmächtigten Ewald Friedrich v. Hertzberg und Heinrich Gabriel v. Collenbach unterzeichnet. Marie Theresia trat zum dritten Male Schlesien an Friedrich den Großen ab, der nun zum dritten Male Land und Leute in des Wortes weitester Bedeutung sein nennen konnte. Immer mehr und mehr zählten die Schlesier nach jedem der drei Kriege zu seinen wärmsten Anhängern und Verehrern. Nur einer nicht. Es war der schlesische Baron v. Warkotsch, der den König trotz mancher empfangener Wohlthaten haßte, weil er dem Junkerregiment in Schlesien entgegen getreten war. Friedrich hatte in seinem Hauptquartier zu Woiselwitz bei Strehlen, in der Nähe der Güter des Barons, nur wenige Mann seiner Leibwache bei sich. Warkotsch verrieth dies an den zunächst bei Strehlen stehenden Obersten Wallis vom Regimente Laudon und es wurde verabredet, daß Wallis in der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember 1761 eine Abtheilung Oesterreicher nach Woiselwitz schicken und den König lebendig oder todt fortschleppen lassen sollte. Der gefährliche Verrath aber wurde dadurch vereitelt, daß dem Förster des Barons, Kappel, der den entscheidenden Brief von Warkotsch an Wallis besorgen sollte, das Gewissen schlug und er den Brief einem lutherischen Geistlichen brachte, der ihn damit direkt zum König schickte. Es war einer derjenigen Momente, von deren Ausgang manchmal das Schicksal einer halben Welt abhängt, und an Friedrichs Person hing damals mehr als je die Existenz des preußischen Staates und namentlich das Schicksal der Provinz Schlesien. Aber Friedrich wurde gerettet und im nächsten Jahre brachte es sein Genie wieder dahin, daß er am Ausgang des siebenjährigen Krieges furchtbarer dastand als je. Im Jahre 1762 schlug er selbst die Oesterreicher am 21. Juli bei Burkersdorf bei Schweidnitz und warf sie ins Gebirge zurück, und abermals verrichteten seine Solda-

ten Wunder der Tapferkeit, denn heute, hatte der König gesagt, muß es biegen oder brechen. Dann nahm er am 9. Oktober Schweidnitz, sein Bruder Heinrich schlug die Oesterreicher und Reichstruppen am 29. Oktober bei Freiberg in Sachsen, Prinz Wilhelm von Braunschweig die Franzosen bei Wilhelmsthal und Lutterberg, vor deren Augen er dann Kassel nahm; der „grüne“ Kleist, so genannt, weil er Oberst der grünen Husaren war, streifte mit seinen 10.000 Mann im ganzen Reiche umher, so daß seine Husaren bis in die Nähe von Regensburg kamen und ihre Rosse aus der Donau tränkten, Franzosen und Russen hatten den Krieg satt bekommen, und Friedrich konnte seiner Gegnerin, der Kaiserin Maria Theresia die Friedensbedingungen auf der Grundlage der Wiederherstellung des Status quo ante bellum vorschreiben. Friedrich hatte mehr erobert als Schlesien. Schon nach dem ersten schlesischen Kriege hatte ihn Kardinal Fleury, der Premierminister Ludwig XV. als „l'arbitre de l'Europe“ bezeichnet und nach dem siebenjährigen Kriege konnte seine Stimme im Rath der Gewaltigen noch weniger überhört werden. Zugleich war er der populärste Mann in ganz Europa, ja bis über die Grenzen unseres Welttheiles hinaus. Seine Bewunderer waren überall verbreitet, in Palästen wie in Hütten, selbst in den Zellen der Mönche. Ein Franziskanermönch in Innsbruck schrieb:

„Das Preuß'sche Feuer und Krieges List
hat jeder itzt gesehen:
Daß Fritz ein ganzer Kriegsheld ist,
Muß Freund und Feind gestehen;
Sehr höflich gegen Jedermann,
Vertraulich gegen Wenig,
Verschwiegen und doch viel gethan,
So macht's der Preuß'sche König.

Im Reiche aber jubelte man bei Friedrichs Siegen über die fremden Völker: die Franzosen, Russen und Schweden, wohl auch manchmal bei Siegen über die klägliche Reichsarmee; denn jene Siege waren zugleich deutsche Siege. In ihnen siegten nicht bloß die Preußen, sondern die Deutschen, siegte die alte über die neue Zeit. Der deutsche Geist wurde in seinen Tiefen aufgeregt und den Thaten Friedrichs und seiner Heere folgte jene geistige Revolution, welche unsere klassische Literatur gebar. Mit Recht sagt Goethe: „Der erste und wahre höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und seine Thaten in die deutsche Poesie.“

Aber was kosteten ihm diese Thaten ! Am Ende des siebenjährigen

Krieges war Friedrich, noch im kräftigsten Lebensalter stehend, ein alter Mann geworden. Die körperlichen und mehr noch die geistigen Anstrengungen und Leiden, welche er durchzumachen gehabt, hatten seine Gesundheit untergraben. Sieben Jahre lang, so wie er, sich mit halb Europa herumschlagen und dabei immer den unerschütterlichen Entschluß zu siegen oder zu sterben mit sich herumtragen, das mußte auch die stärkste Natur erschüttern. Wie nahe ihm dieser Entschluß immer vor Augen stand, das geht aus den Worten hervor, die er vor der Schlacht bei Leuthen an seine Generale richtete. „Ich werde, gegen alle Regeln der Kunst, das fast dreimal stärkere Heer des Prinzen Karl angreifen, wo ich es finde. Es ist hier nicht die Frage nach der Zahl der Feinde ober nach der Wichtigkeit ihres gewählten Postens, alles das wird, hoffe ich, die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, ober es ist Alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen ober uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln ... Ist aber Einer, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ Eine heilige Stille herrschte und der König nahm freundlich mit den Worten Abschied: „Nun, meine Herren, leben Sie wohl, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, ober wir sehen uns nie wieder!“ —

Auch aus den Briefen geht es hervor, die er während des siebenjährigen Krieges an seinen Freund, den Marquis d'Argens und an Frau v. Camas schrieb. So am 16. August 1759 (nach der Schlacht bei Kunnersdorf am 12. August): „Ich will mich auf ihren (nämlich der Russen) Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen, oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für das Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieser Streich fehlschlägt, so halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt sein, für mich selbst zu sorgen. Es giebt Grenzen für Alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Muth nimmt. Aber ich bin sehr entschlossen, wenn dieses Unternehmen fehlschlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Sorte von Zufall zu sein. Glauben Sie mir, man braucht mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich sage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Ruin und Untergang meines Vaterlandes überlebe.“ — Er trug beständig Gift bei sich. — Und im Oktober 1760: „Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, wo-

mit ich andere nicht betrüben und beunruhigen will. Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen. Keine Ueberredung, keine Beredtsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande; ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen.“

Er hat Wort gehalten. Diese geistigen Qualen, die unsäglich trüben Stimmungen und die heroische Denkungsart des Königs blieben auch schon damals im Volke nicht unbekannt und bei ihm gesellte sich zu der Bewunderung, welche die ganze Welt seinem großen Könige zollte, nun noch die innigste Theilnahme mit seinen Leiden und die innigste Liebe und Dankbarkeit. Denn für sein Volk war er nicht bloß der große Kriegsheld, der große Feldherr und Mann, für sein Volk war er zugleich der weise Regent, der gütige Landesvater. Kaum war der Friede geschlossen, da begann Friedrich auch schon wieder aufzubauen, was der Krieg zerstört, und die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. Er setzte die großen Reformen, von denen wir im Anfange dieses Aufsatzes gesprochen, fort und widmete sich nun wieder ganz der unvergleichlichen bis in's Kleinste gehenden Fürsorge für sein Land. Von seiner Civilliste von 1.200.000 Thalern verbrauchte er kaum den sechsten Theil für sich, das Uebrige verwandte er für sein Land, auch für Schlesien. Nach Schlesien flossen 3.000.000 Thaler Unterstützungsgelder, ein Theil davon auch nach Hirschberg. Auch an Hirschberg war der Krieg nicht ganz spurlos vorübergegangen, seine Einwohnerzahl war auf 5.943 gesunken, seine Kriegsschulden aber auf etwa 200.000 Thaler gestiegen. Aber noch unter Friedrichs Regierung bis zum Jahre 1780 wurden die Schulden abbezahlt und die Einwohnerzahl stieg wieder bis auf 6.228. Die Quelle des Hirschberger Wohlstandes, der Leinwandhandel war zum Glück auch während der Kriege nicht versiegt und nahm wiederum noch unter Friedrichs Regierung nach dem nordamerikanischen Freiheitskriege noch einmal einen gewaltigen Aufschwung. Friedrich nannte den schlesischen Leinwandhandel das Peru der preußischen Könige und that für ihn, was er

thun konnte, legte Spinnschulen an etc. Daher sagt auch der Chronist mit Beziehung aus Friedrichs Regierung: „Das Gebirge hat von Oben her nie eine angelegentlichere Sorge für seinen Leinwandhandel erfahren.“ Schlesien war überhaupt lange Zeit das Lieblingskind Friedrichs des Großen, bis es durch Westpreußen aus diesem Verhältnisse verdrängt wurde, und was er hier gegründet, das besteht zum Theil noch heutigen Tages: die Landschaft, die Hunderte von Schulen und Kirchen, die Straßen, die er gebaut, zu denen auch unsere Chaussee nach Schönau gehört, u. a. m. Wie scharfsichtig er für Alles, auch das Kleinste, war, was hier oder da Noth that, das haben wir aus den früher erwähnten Notizen gesehen, die er sich auf seinen Reisen durch Schlesien machte. Hirschberg hat nach dem siebenjährigen Kriege nur noch 3 Mal das Glück gehabt, ihn hier zu sehen. Es war am 17. August 1766, am 18. August 1771 und am 26. Juli 1777. Er wohnte stets in dem Gottfriedschen Gartenhause gegenüber dem Gnaden-Kirchhofe. Von dort aus machte er seine Betrachtungen über den übertriebenen Luxus bei den Hirschberger Begräbnissen und schaffte ihn ab.

Die Schlesier verdankten Friedrich dem Großen aber nicht bloß die nachdrückliche und erfolgreiche Fürsorge für ihr leibliches Wohlbefinden, sie nahmen auch Theil an den allgemeinen geistigen Errungenschaften, die Friedrichs Thaten den Deutschen gebracht. Zudem wurden auch sie von dem Licht erleuchtet und erwärmt, das von seiner hohen Gesinnung, seiner freien Denkungsart ausging. Er erzog sie zu der preußischen Thätigkeit und der preußischen Pflichttreue, und der Samen, den er ausgestreut, hat manche schöne Frucht erzeugt. Z.B. war Suarez, der Verfasser unseres bürgerlichen Gesetzbuches, des Allgemeinen Preußischen Landrechtes, ein Schlesier, vielleicht auch ein Hirschberger, denn sein Vater war eine Zeit lang Advocat in Hirschberg.

Am 17. August 1786 endete dies treue, arbeitsvolle, aber auch unvergleichlich ruhmvolle Leben, und erschütternd ging die Trauerkunde von dem Tode des größten Fürsten durch die Welt. „Wann wird wieder ein so großer König das Scepter führen?“ fragte der Feind, Fürst Kaunitz, in Wien. Und sein Volk? Nie hat es einen Fürsten tiefer und aufrichtiger betrauert, denn unausgesetzt hatte er 46 Jahre lang für sein Wohl gearbeitet, keinen einzigen Tag an dieser Arbeit versäumt, und ein Jeder wußte, daß er auch für ihn gearbeitet. Jeder sah auch die Früchte dieser Arbeit und in Jedem regten sich dabei Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.

Auch Hirschberg trauerte. Bald nach Friedrichs Tode setzte man ihm auf schöner lustiger Höhe ein zwar kleines und bescheidenes Denkmal,

den Helikon-Tempel, aber es trägt vielsagende Inschriften, auf dem Frontispice die Inschrift: „Friedrich dem Einzigen !“ und im Innern die Inschrift:

„Einst zählt von Friedrichs Jahrhundert der Enkel die goldenen Tage der Menschheit.“

„Dank sei Ihm!“

Hirschberg unter der Regierung Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III.

von G. Bassenge, Bürgermeister

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 55/1887, Seiten 26-29

Die Gruft in der Garnisonkirche zu Potsdam hatte sich über den sterblichen Ueberresten des großen Königs geschlossen und es kam eine andere Zeit, aber keine bessere. Zwar jubelte das Volk über einzelne Maßregeln des neuen Herrschers, des Königs Friedrich Wilhelm II., über die Aufhebung der verhaßten französischen Regie sammt dem Kaffee- und Tabaks-Monopol, über die Milderung einiger Schroffheiten des bestehenden Merkantil-Systems und des Steuerdruckes, aber bald kam auch das Wöllnersche Religionsedict vom 9. Juli 1788, welches allen Geistlichen und Lehrern befahl, sofort zur alten Rechtgläubigkeit zurückzukehren und nur die orthodoxe Kirchenlehre zu verkündigen, und das Censuredict vom 19. December 1788, durch welches die Presse geknebelt wurde. Man empfand drückend den Zwang des Glaubens und Meinens, verglich die neue Geistesdespotie mit der Friedericianischen Denk- und Preßfreiheit und sah nun erst recht, was man verloren. Wohl mochten dem Staate Friedrichs des Großen Reformen nothwendig sein, denn dieser Staat konnte in der bisherigen Art eben nur durch einen Herrscher, wie Friedrich den Großen, auf seiner Höhe, ja in seinem Bestande erhalten werden, aber sie mußten in anderem, größerem Style und in anderer Art vorgenommen werden, als es geschah. Der weise Rath des einsichtigen Mirabeau, es sollte die militärische Sklaverei verschwinden, das Merkantil-System mit seinen nachtheiligen Folgen beseitigt, die feudale Scheidung der Stände gemildert, das einseitige Vorrecht des Adels in bürgerlichen und militärischen Aemtern aufgehoben, Privilegien und Monopole vernichtet, das ganze System der Besteuerung verändert, dem Volke sollten die Lasten abgenommen werden, die seine Production hemmten, Rechtspflege und Schulwesen eine neue Förderung erhalten, die Censur fallen, überhaupt dem alten Soldaten- und Beamtenstaate ein frischer Antrieb politischen und geistigen Lebens mitgetheilt werden; dieser Rath wurde nicht befolgt. Auch Aeüßerungen aus dem Volke verfielen nicht, im Gegentheil hatte der freimüthige Brief, den der Kriegs- und Domainenrath Zerbini di Sposetti an den Minister v. Hoym schrieb, nur die Folge, daß er und seine Freunde, darunter der Kaufmann und spätere Commerzienrath Contessa in Hirschberg, arretirt und zu längerem Aufenthalt nach den Festungen Spandau und Stettin gebracht wurden. An die Stelle der Zeiten Frie-

drichs des Großen waren eben andere Zeiten getreten und auch Handel und Wandel litten und mit ihnen der Lebensnerv der hiesigen Gegend, der Leinwandhandel.

Im Jahre 1785 hatten in Hirschberg noch 64 Großisten 23.883 Ctr. im Werthe von 2.129.351 Thlr. exportirt, und im Jahre 1797 exportirten 51 Großisten nur noch 10.563 Ctr. im Werthe von 1.011.234 Thlr.

Die auswärtige Politik nahm noch hier und da einen Friedericianischen Anlauf, aber ohne ihn durchzuführen. Der alte Minister v. Hertzberg, ein Staatsmann aus Friedrichs des Großen Schule, hatte den richtigen Gedanken, die damalige Lage Rußlands und Oesterreichs im Interesse Preußens benutzen zu wollen: denn Rußland hatte mit seinen unruhigen neuen polnischen Provinzen und mit Schweden zu thun und Oesterreich hatte sich in einen Krieg mit den Türken eingelassen. Es wurde auch richtig wieder in unserer Gegend hin- und hermarschirt, wie im siebenjährigen Kriege; an einem Tage (27. Juli 1790) zogen 4 Bataillone von den Regimentern v. Kalkstein, v. Bornstädt, v. Knobelsdorf und v. Räumer, am nächsten Tage die anderen Bataillone dieser Regimenter und das Regiment v. Thadden, sowie einige Schwadronen von dem Husaren-Regiment v. Czettritz hier durch, am 6. August kam das Regiment v. Kalkstein zurück und am 12. August das Regiment Prinz Heinrich, kurz, es gab viel Einquartirung, und dazu wurde der Stadt und der Umgegend aller Verkehr mit den österreichischen Unterthanen untersagt. Eine Zeit lang sah die Situation ernsthaft genug aus, Preußen beabsichtigte nichts Geringeres, als der leitende Staat in Mittel-Europa zu werden und König Friedrich Wilhelm II. hatte schon zu Anfang des Jahres 1790 in Berlin Abgesandte der Polen und Ungarn empfangen, mit Schweden unterhandelt und mit Polen und der Türkei einen Bund geschlossen, aber schon am 27. Juli 1790 schloß er den Reichenbacher Vertrag, in welchem er als Vermittler zwischen Oesterreich und der Türkei auftrat und in welchem der Friede zwischen diesen beiden Mächten auf dem Stande vor dem Krieg festgesetzt wurde. Preußen hat von dieser Action Nichts gehabt, aber viel Geld dafür ausgegeben, und im Ganzen genommen erscheint der Reichenbacher Vertrag in nicht viel günstigeren: Lichte als später die Olmützer Abmachungen vom 29. November 1850.

Bald nahmen auch die Ereignisse im Westen, die französische Revolution und die darauf folgenden Rheinfeldzüge in den Jahren 1792 und 1794, sowie die zweite und dritte Theilung Polens in den Jahren 1793 und 1795 alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Schlesien und unsere Gegend wurden dadurch nicht unmittelbar berührt, aber als König Frie-

drich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb, hinterließ er den preußischen Staat zwar größer an Umfang und Einwohnerzahl (5.536 Qu.-Meilen gegen 3.524 und 8.687.000 Einwohner gegen 5.660.000), aber nicht größer an Macht und Gedeihen. Friedrich der Große hatte einen Staatsschatz von 55 Millionen Thalern hinterlassen; jetzt hatte der Staat 48 Millionen Thaler Schulden und das Tabaksmonopol war wieder eingeführt. Der auswärtige Handel war gestört, und auch Hirschberg empfand den Nachtheil dieser ungünstigen Verhältnisse. Daher dachte man schon damals daran, die im Niedergange befindliche Leinen-Industrie durch andere Industrien zu ersetzen, und als Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1787 das erste Mal hier in Hirschberg war, überreichte ihm die Kaufmannschaft eine Petition um Genehmigung der Errichtung einer Zuckerraffinerie. Die Genehmigung wurde ertheilt und schon im Jahre 1788 wurde das von Friedrich dem Großen der Stadt geschenkte Magazin zur Zuckerraffinerie eingerichtet. Die Unternehmerin war eine Actien-Gesellschaft, welche 400 Actien á 300 Thlr. ausgab, deren Werth im Laufe der Jahre bis 1.400 Thlr. stieg. Doch auch sie gerieth in Verfall, und im Jahre 1862 wurden die Gebäude der Zuckerraffinerie zu Kasernen für die Garnison umgebaut, welchem Zwecke sie noch jetzt dienen. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. vollzog sich in denselben Formen, welche bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. zur Anwendung gekommen waren, nur fand diesmal die Huldigung der Stände der gesamten Monarchie, und zwar am 6. Juli 1798 in Berlin statt, während Friedrich Wilhelm III. am 15. October 1786 eine besondere Huldigung der Stände des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz in Breslau entgegengenommen hatte. Die Huldigung erfolgte in beiden Fällen seitens der Städte durch Bevollmächtigte und zwar wurden als solche von der Stadt Hirschberg im Jahre 1786 der Stadt-Director Schönau, der Justiz-Director Jonas und der Syndicus Theiler nach Breslau, und im Jahre 1798 wurde der Stadt-Director v. Faber in Goldberg als Bevollmächtigter von Hirschberg nach Berlin zur Huldigung geschickt. Bei der Huldigung ertheilte der neue Regent jedesmal zugleich die sogenannte „Assecurations-Acte“, welche gewissermaßen den späteren Verfassungseid der constitutionellen Regenten vertrat und kraft deren er den „geist- und weltlichen Ständen, Unterthanen und Eingesessenen Dero souveränen Herzogthums Schlesien und der souveränen Grafschaft Glatz“ die allergnädigste Versicherung gab,

„daß Allerhöchstdieselben sie bei ihren wohlhergebrachten Freiheiten und Gerechtigkeiten kräftigst schützen und erhalten, und sie

überhaupt mit Gnade und Gerechtigkeit regieren wollten, insonderheit aber solle es bei dem Inhalte des von des Königs Friedrich II. Majestät, Glorwürdigsten Andenkens, den Schlesischen Vasallen und Unterthanen mittelst Patentes vom 14. Juni 1781 huldreichst ertheilten Assecuration:

daß nämlich die Contribution weder durch fernere Rectificirung der Catastrorum, noch weniger wegen vorgenommener Meliorationen, am wenigsten aber durch Erhöhung des Divisoris jemals gesteigert und erhöht werden solle,

sein unabänderliches Bewenden behalten, auch sollten, den von hochgedachter Sr. Majestät dem König Friedrich II. erlassenen Generalien zufolge, Allerhöchst Dero schlesische Vasallen und Unterthanen bei denjenigen Grundstücken und Gerechtsamen, in deren Besitz selbige im Jahre 1740 gewesen, gegen alle Ansprüche des Fiscus geschützt und die Städte, Innungen und Zünfte sollten bei ihren wohlhergebrachten, von den vorigen Landes-Souverains bestätigten Privilegien und Gerechtsamen erhalten werden etc.“

Friedrich Wilhelm III. wurde bei seiner Thronbesteigung mit weniger lautem Jubel als Friedrich Wilhelm II. begrüßt, aber desto schneller und nachhaltiger gewann er sich die Herzen des Volkes. Das Tabaksmonopol wurde wieder aufgehoben und durch Ordnung und Sparsamkeit das Finanzwesen allmählig wieder in besseren Stand gesetzt. Wöllner wurde entlassen und das Religionsedict aufgehoben. „Früher ist kein Religionsedict im Lande gewesen,“ schrieb der König an Wöllner, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei.“ Dem Philosophen Fichte, den die strenggläubigen Theologen aus Jena vertrieben, gestattete er den Aufenthalt in Berlin und meinte, „wenn es wahr ist, daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut das nichts.“ – Aussprüche, die an die Denkungsart seines großen Vorfahren erinnerten. Nicht am wenigsten aber gewann er sich die Liebe des Volkes durch das schöne Familienleben, welches man nunmehr wieder, nachdem mit Friedrich Wilhelm II. auch die bösen Geister, die ihn umgeben hatten, ein Bischofswerder, eine Lichtenau u.s.w. verschwunden waren, in der königlichen Familie herrschen sah. Unwiderstehlich war die Begeisterung, zu welcher die Königin Louise – „die schönste Königin und eine noch schönere Seele!“ – das ganze Volk hinriß und welcher gern bei jeder Gelegenheit Ausdruck gegeben wurde. Auch hier in Hirschberg. Am 16. August 1800 war es den Hirschbergern vergönnt, sie hier, wiederum in dem Hause Markt Nr. 1, welches schon im 7jährigen Kriege so viele hohe

Gäste beherbergt hatte, zu empfangen, und zwei Tage später, am 18. August, durften ihr die Töchter des Senators Geier aus Hirschberg das nachstehende Gedicht überreichen:

Sei uns willkommen, ruft im Hochgeföhle
Ihres Entzückens Hirschbergs Oreade.
Sei uns willkommen, hallt's von Fels zu Felsen,
Du Langersehnte!
Lächle freundlich herüber, Abendsonne!
Lächle glänzender, eh' du von uns scheidest
Und verkläre mit sanftem Rosenschimmer
Unsere Louise!
Sie, die mit Anmuth Herzensgüte paaret,
Himmlischen Liebreiz mit der Sitten Einfalt,
Leucht' Ihr, o Sonne, weil Sie gleich dir Segen
Mütterlich spendet.
O, wie erfreun uns deine milden Strahlen,
Die durch zitterndes Birkenlaub hier funkeln,
Aber herzerfreuender sind Louisens
Freundliche Blicke!
Haucht, balsamische Kräuter, frische Düfte,
Säuselt, o Weste! Kühlung Ihr entgegen.
So erquickend, wie Ihres holden Mundes
Freundliche Worte!
O, wie lieblich sich dort die Abendwolke
Mit vergoldetem Purpursaume röthet
Und der Sudeten Felsenstirne glänzet
Bei ihrem Scheiden!
Aber lieblicher war der schönen Seele
Abglanz, der in der Fürstin sanftem Auge
Heute sich spiegelt, da Sie Hirschbergs schöne
Fluren begrüßte.
Ihrer Erinnerung sei auf jenem Hügel (Helicon),
Wo des Einzigen Denkmal sich erhebet,
Nun ein Altar geweiht; an jedem Morgen
Kränzt ihn, o Schwestern!
Möchte dies Blumenopfer Ihr gefallen!
Doch wir bringen Ihr auch all' unsre Herzen,
Lieb um Liebe! Louisens schöner Seele
Genüget dies Opfer!

Ach, Du scheidest so schnell! Die heiße Sehnsucht
Folgt Dir, o Herzensherrscherin! der Wehmuth
Stumme Thräne spricht lauter als Gesänge:

Denke der Deinen!

Ach, schon bist Du dem nassen Blick entschwunden,
War es Wirklichkeit, was wir sahn und hörten?
Oder Erscheinung? War's ein heiliger Traum aus
Seligen Welten?

Wie so glücklich Ihr seid, der Spree Völker,
Daß Ihr Louisen, angethan mit Ihrem
Schönsten Hausschmuck, Ihren schönen Kindern
Täglich erblicket!

Immer, Louise! wird in unserem Herzen
Deiner schmelzenden Stimme süßer Nachhall
Lieblich ertönen: „Ich seh', lieben Kinder,
Euch Alle wieder.“

Das Gedicht, welches an die Poesien der Mitglieder des Hirschberger Dichterbundes in der Mitte des 18. Jahrhunderts erinnert, drückt die Gefühle aus, von denen das ganze Volk gegen die Königin Louise erfüllt war. Am 17. August kam König Friedrich Wilhelm III. durch Hirschberg, traf in Warmbrunn mit seiner Gemahlin zusammen, besuchte mit ihr den Kochelfall, wo noch heute eine steinerne Tafel von diesem Besuche erzählt und am 18. August wurde jenes Gedicht in Buchwald, wie gesagt, von den Töchtern des Senators Geier aus Hirschberg überreicht und huldvoll angenommen.

In den nächsten Jahren machten sich die Bewegungen, welche die Ideen und der Ausbruch der französischen Revolution in der menschlichen Gesellschaft hervorgerufen hatten, bis in unsere Gegend geltend. Den Gemeinden Straupitz, Grunau und Cunnersdorf wurden die Fuhren und Handdienste zu viel, welche sie der Kämmerei Hirschberg zu leisten hatten, und sie beschlossen, diese Leistungen einzustellen. Eine deshalb niedergesetzte Commission entschied zu Gunsten der Kämmerei, verlangte die schuldigen Dienste und drohte im Falle des erneuerten Ungehorsams mit Execution. Da diese nicht gleich vollstreckt wurde, kümmerten sich die Gemeinden nicht weiter darum und blieben bei ihrer Weigerung. Nun aber machte die Regierung Ernst und schickte einen Commissarius zur Vollstreckung der Execution mit einem Commando Executionstruppen (Infanterie und Dragoner) unter dem Befehl eines Hauptmannes. Dieser Hauptmann hat später die Welt mit seinem

Kriegsruhe erfüllt; es war der spätere Generalfeldmarschall Graf v. Gneisenau. Er sowohl wie der Commissarius suchten zunächst die Gemeinden Straupitz und Grunau durch Ermahnungen auf den Weg der Ordnung zurückzubringen. Da dies aber nicht half, wurden die Führer der Bewegung verhaftet, nach Löwenberg gebracht und dort nach kurzem Prozeß zu mehrmaligem Gassenlaufen verurtheilt, welche Strafe sogleich an ihnen vollzogen wurde. Die übrigen Arbeiter wurden durch Militair zur Arbeit gebracht, die Cunnersdorfer nahmen diese von selbst wieder auf und so war die Ruhe wieder hergestellt. Die Landesregierung aber ließ solche Zeichen der Zeit nicht unbeachtet und es folgte jene wohlthätige Gesetzgebung, welche die Verhältnisse der Landbewohner besser ordnete und erträglicher gestaltete: das Edict vom 9. Oktober 1807 über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit auf sämmtlichen Domainen und in der Provinz Schlesien und der Grafschaft Glatz, das Landescultur-Edict vom 14. September 1811, die Verordnung vom 20. Juni 1817 über die Organisation der General- Commissionen und der Revisions-Collegien zur Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse u.a.m. – und an welche sich in späterer Zeit, nachdem im Jahre 1848 ein neuer Sturm von Westen her durch das Land gebräust war, eine ebenso wohlthätige Fortsetzung jener Gesetzgebung: das Gesetz über die Ablösung der Real-lasten vom 2. März 1850, das Gesetz über die Errichtung von Rentenbanken von demselben Tage u.s.w. schloß.

Hirschberg unter der Regierung Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III.

Von G. Bassenge, Bürgermeister.

(Fortsetzung)

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 56/1887, Seiten 42-46

In das Jahr 1806 fiel die Schlacht bei Jena. Sie war für die preußische Armee unglücklich, aber nicht unrühmlich. Die Franzosen selber sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß Truppen, die so kärglich gehalten und dazu geprügelt wurden, und die, wenn sie invalid und zum Krüppel geschossen waren, betteln mußten, sich dennoch so tapfer schlugen, und die Zahl der gefallenen und verwundeten Offiziere (270) bewies, daß es auch ihnen nicht an Muth gefehlt hatte. Man sah, erzählt ein französischer Geschichtsschreiber, unverhältnismäßig viel Offiziere

auf der Erde liegen, die ihre thörichten Leidenschaften edel mit ihrem Leben bezahlt hatten. Preußen gab sich noch nicht verloren und setzte den Kampf mit Napoleon fort. Der Ausgang der Schlacht bei Eilau (7./8. Februar 1807) blieb, Dank der Tapferkeit der Preußen, unentschieden. Jedes der beiden Heere, das französische sowohl, wie das preußisch-russische, hatte gegen 20.000 Tode oder Verwundete, aber keines von beiden den Sieg; doch am 14. Juni 1807 erlag das verbündete Heer in einer furchtbaren Schlacht bei Preußisch-Friedland der französischen Kriegskunst und Uebermacht, und am 7. Juli 1807 schloß der Czar von Rußland mit Napoleon den Frieden von Tilsit ab, den König Friedrich Wilhelm III. am 9. Juli unterzeichnete, und in welchem Rußland nichts verlor, sondern noch den preußischen Kreis Bialystock erhielt, Preußen aber alle seine Provinzen westlich der Elbe und alle seine polnischen Erwerbungen abtreten und der Continentsperre beitreten mußte. Das übrige Preußen behielt nur noch 2.868 Qu.-Meilen und 4.938.000 Einwohner und sollte bis zum 10. October 1807 geräumt werden; doch wurde die Räumung, vertragswidrig, erst gegen Ausgang des Jahres 1808 vollendet. Die französische Invasion hatte nach der Schlacht bei Jena (14. October 1806) auch Schlesien überfluthet und fand auch hier im Ganzen eben so wenig Widerstand, wie in dem übrigen Preußen. Wie dort, waren auch hier die höheren Offiziere, das Beamten- und Gelehrtenthum, überhaupt die höheren Kreise der Gesellschaft bis tief in die Bourgeoisie hinein, von grenzenlosem Schrecken gelähmt. Die schlesischen Festungen, zuerst Glogau am 3. December 1806, dann Breslau am 7. Januar 1807, dann Brieg, Neiße und Schweidnitz fielen den Franzosen in die Hände, nur Cosel, Silberberg und Glatz hielten sich, und namentlich das Beispiel von Cosel zeigte, wie anders die Sache hätte verlaufen können. Die Festung hatte eine mäßige Besatzung und geringe Vorräthe; es brachen Krankheiten aus und viele der polnischen Soldaten der Besatzung desertirten; aber die Obersten Neumann — sein Enkel, General v. Neumann-Cosel, lebt gegenwärtig in Hirschberg — und v. Puttkamer hielten tapfer aus und Cosel blieb unbezwungen.

Die große Masse des schlesischen Volkes war schon jetzt ebenso eifrig und aufopferungslustig, wie sie sich später im Jahre 1813 zeigte; und sie war auch schon von den Rheinbundstruppen unter Vandamme, welche Schlesien occupirt hatten, genügend gequält worden; aber es fehlte an der einheitlichen Organisation eines bewaffneten Volksaufstandes. Ein wackerer Patriot, Graf Pückler, versuchte eine Art von Landwehr in's Leben zu rufen, aber die Behörden traten ihm entgegen und er nahm sich das Leben. Der König sandte einen anderen tüchtigen Mann, den

Grafen Götzen, nach Schlesien, um den Widerstand zu organisieren, aber es war zu spät und es bildeten sich nur hier und da Freikorps, doch ohne wesentlichen Erfolg. Auch hier in Hirschberg entstand ein Freikorps unter dem Rittmeister Negro, aber die Franzosen trafen sofort Gegenmaßnahmen und sandten eine starke Truppen-Abtheilung unter dem General Pernetti von dem Belagerungskorps von Glogau hierher, und dem Kreise Hirschberg wurde eine so kolossale Contribution (390.000 Thaler) auferlegt, daß sogar der französische Generalintendant, Graf Daru, sich von der Unmöglichkeit ihrer vollständigen Leistung überzeugte und die schlesischen Pfandbriefe, welche damals einen Cours von einigen 60 % hatten, für voll annahm. Pernetti zog wieder ab und am 9. Juli 1807 kam ein württembergisches Infanterie-Regiment unter Oberstlieutenant v. Esdorf hierher, dann ein Bataillon vom 50. französischen Infanterie-Regiment, welches hier überwinterte und noch am 27. November 1808 zogen französische Truppen, ein Dragoner-Regiment, hier durch, obgleich der im Tilsiter Frieden festgesetzte Räumungstermin (10. Oktober 1807) längst vorüber war. Preußen lag eben zu Boden und mußte Alles über sich ergehen lassen.

Doch schon hatte die Stunde seiner Wiedergeburt geschlagen. König Friedrich Wilhelm III. hatte sich schwer von seinen bisherigen Rathgebern Haugwitz, Lucchesini und Lombard getrennt und am 29. November 1806 den Reichsfreiherrn Heinrich Friedrich Carl vom und zum Stein, den einzigen Mann, der vielleicht noch helfen konnte, zum Minister berufen. Stein aber wollte das Amt nicht annehmen, falls die geheime Kabinets-Regierung, deren Schädlichkeit er in einer Denkschrift nachwies, bestehen bliebe und erklärte, das Ministerium könne nichts Tüchtiges leisten, wenn es nicht eine wirkliche Macht erhalte, es müsse auch dem Lande gegenüber verantwortlich sein, und dürfe nicht durch unverantwortliche geheime Räthe, durch die Schreiber des Kabinetts, durch ein blind gehorchendes Werkzeug der Krone lahm gelegt werden. Darauf erwiderte ihm der König am 3. Januar 1807: „Sie sind ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt. — Wenn Sie Ihr respektwidriges und unanständiges Betragen nicht zu ändern im Stande sind, so kann sich der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“ Stein bat sofort um seinen Abschied, den er Tags darauf erhielt.

Aber Preußens guter Genius, die Königin Louise, wachte über dem Könige und über Preußen. Hochsinnig und mit tiefem Verständniß für die Situation schrieb sie an ihren Vater, den Herzog von Strelitz: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und als abgelebt in sich zusammen stürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten und deshalb überflügelte sie uns. Von Napoleon können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm, aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.“

Mit diesen Anschauungen wirkte sie beharrlich auf ihren Gemahl ein und König Friedrich Wilhelm III. im äußeren Kampfe von Napoleon besiegt, errang den schöneren Sieg über sich selbst. Er rief den unlängst erst in Ungnade entlassenen Minister von Stein zurück und stellte ihn am 4. Oktober 1807 an die Spitze der gesamten Civilverwaltung des Staates. Er ertrug geduldig die Schroffheiten dieses Ministers, der kein Höfling war, kam ihm mit unbedingtem Vertrauen entgegen und der hochherzige Stein dachte nicht mehr daran, wie man ihn früher behandelt, sondern ging, getragen von dem Vertrauen des Königs und hochverehrt von der Königin, unverzüglich mit Feuereifer an das Reformwerk, welches Preußen so unendlichen Segen gebracht bat. Die Heeresreform nahm der König selbst in die Hand und setzte gleich nach dem Tilsiter Frieden am 25. Juli 1807 eine „Militair-Reorganisations-Commission“ ein, um das Heerwesen ganz neu einzurichten. Die Seele dieser Kommission war Scharnhorst und seine hauptsächlichsten Mitarbeiter waren, damals noch in der Majors-Charge: Gneisenau, Grolmann und Boyen. Mit der Commission Hand in Hand gingen Stein und Clausewitz, und was diese „Scharnhorstsche Heeresreform“ geleistet hat, ist in den Büchern der Geschichte zu lesen.

In der Civilverwaltung ergriffen die Reformen von Stein und seiner Mitarbeiter, der Minister und Räthe von Schön, von Schröter, Stägemann, Niebuhr, von Klewitz, von Hardenberg u. a. m. fast alle Zweige der Verwaltung, die Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden — die Geschäfte sollten z. B. nicht mehr nach Provinzen, sondern nach Gegenständen behandelt werden — die Finanzen, die gewerb-

lichen und ländlichen Verhältnisse, von welchen letzteren bereits oben die Rede gewesen ist, und die Verhältnisse der Städte.

Am 19. November 1808 erschien die berühmte „Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie“, welche für die Städte den Grundsatz der kommunalen Selbstverwaltung unter staatlicher Aufsicht aufstellte; ein Grundsatz, der für andere communale Verbände erst in der neueren Zeit zur Durchführung gelangt ist.

Das Gesetz wurde überall mit Freuden begrüßt und man war sich seiner Wichtigkeit wohl bewußt. Wie überall wurde auch in Hirschberg die Einführung der „Städteordnung“ mit besonderer Feierlichkeit begangen. Nachdem am 22. Februar 1809 die erste Stadtverordneten-Wahl und am 25. Februar die erste Stadtverordneten-Sitzung stattgefunden hatte, in welcher der Kaufmann Contessa zum Vorsteher, der Kaufmann Dünkler zu dessen Stellvertreter, der Kaufmann Semper zum Protokollführer und der Kaufmann Werner zu seinem Stellvertreter gewählt worden war, fand am 6. März die Wahl der Magistratsmitglieder statt, und der neugewählte Magistrat bestand aus dem Bürgermeister, Commerzienrath Jentsch, dem Syndikus Müller, Polizeisenator Herring, Kämmerer Glogner und den unbesoldeten Rathsherren Dünkler, Hillmer, Preidel, Werner, Seidel, Schneider und Scholtz.

Am 30. Juni 1809 nahm der Königl. Commissarius, Kriegs- und Steuerrath Corvinus die Einführung vor. Die ganze Stadt war von früh bis Abend auf den Beinen. Schon des Morgens $\frac{1}{2}$ 8 Uhr versammelten sich die Schützengilde, die Zünfte, die Scholzen, Gerichtsleute und Deputirten der städtischen Kämmereidörfer, sowie die Schüler der städtischen Schulen und des Lyceums auf dem Markte; der Magistrat, die Geistlichkeit, die Lehrer des Lyceums, die Stadtverordneten und die Bezirksvorsteher nebst ihren Stellvertretern in dem Hause des Bürgermeisters Jentsch, die Kaufmanns-Sozietät in dem Hause des Commerzienrathes Schneider und, nachdem eine Deputation der Stadtverordneten den Königl. Commissarius abgeholt hatte, begab man sich in langem Zuge, den der städtische Oberförster mit seinen Beamten in Uniform eröffnete, zuerst in die katholische, dann in die evangelische Kirche. In der ersteren hielt der Kaplan Weiser eine Altarrede, dann der Stadtpfarrer Putze ein Hochamt, und schloß mit einem Gebet. In der evangelischen Kirche predigte der Superintendent Letsch und demnächst redete der Commissarius den Magistrat und die Stadtverordneten an und vereidigte den ersteren. Auch der Bürgermeister Jentsch, der Syndikus Müller und der Stadtverordneten-Vorsteher Contessa hielten Reden

und mit einem Te Deum laudamus schloß dieser Theil der Feierlichkeit. Darauf ging der Zug wieder zum Rathhause zurück, wo der Commissarius den neuen Magistrat den Scholzen, Gerichtsleuten und Deputirten der Kämmereidörfer vorstellte und diese durch Handschlag verpflichtete.

Der Nachmittag und Abend versammelte, wie die Chronik ihre Erzählung schließt, eine große Menge Festgenossen in dem damaligen Gartensaale des Bürgermeisters Jentsch und das Gefühl für die Wichtigkeit des Tages sprach sich auch hier auf das Lebhafteste aus. Dieses Gefühl hat vorgehalten und hält noch bis auf den heutigen Tag vor und als am 17. November 1833 hier, wiederum von der ganzen Bürgerschaft, die 25jährige Jubelfeier der Einführung der Städteordnung feierlich begangen wurde, da sang man in einem der vielen Lieder, die das sangesreiche Hirschberg bei dieser Gelegenheit zu Tage gefördert hatte, nachdem zuerst des Königs gedacht worden war:

„Zum zweiten bringt der Herzen volle Weihe
In Tönen hell und rein
Dem, der in deutscher Männer edler Reihe
Erglänzt ein Edel-Stein.
Ja, traun zum köstlichsten der Menschheit Tempel
Legt er den Grundstein hin,
Zum ächten Bürgerthum, das zum Stempel
Trägt ächten Bürgersinn.
Ach, heimgegangen ist er zu den Ahnen
Der wack're deutsche Mann,
Doch schau'n auf's heitere Fest die sel'gen Manen,
Drum stoßt nur tapfer an.“

Und in einem anderen Liede:

„Dem Gemeinsinn uns're Lieder!
Edlem Selbstvergessen Preis!
Der Begeisterung Geheiß,
Tön' es, Sang! als Echo wieder.

Städte-Ordnung! ihr ertöne
Froher Bürger Jubel-Chor!
Zu des Vaters Thron empor
Blicken dankerfüllte Söhne!“

Von dem Reichsfreiherrn v. Stein aber sagte bei dem Festmahle ein Redner u. a.:

„Er, der Erste, der das, was unserem Vaterlande Noth that, in schwer bedrängter Zeit, mit glühendstem Eifer erfaßte,

Er, der mit starker Hand das Ruder des Staates ergriff und das feste Band zwischen König und Volk knüpfte,

Er, der das Volk kräftigte zum edlen und standhaften Ertragen unvermeidlicher Trübsal und es vorbereitete zum glorreichen Wiedergewinn des alten Preußenruhmes

Er, der die Städte ihre Selbstständigkeit und ihre Wohlfahrt wiedergewinnen ließ,

Er, der an sie die herrlichen Worte niederschrieb: „in der Bürgergemeinde soll ein fester Vereinigungspunkt gebildet, ihr soll thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beigelegt und in ihr durch diese Theilnahme Gemeinsinn erregt und erhalten werden,

Er, dessen Geist täglich unter uns fortwirkt,

Er, der Verfasser der Städte-Ordnung, lebe in unseren dankbaren Herzen fort!“

So ist das Gedächtniß des großen Mannes auch mit diesem seiner Werke im Volke in lebendiger und dankbarer Erinnerung erhalten worden.

Die Bürgerschaft Hirschbergs ehrte übrigens das Andenken an Stein und seine Städteordnung bei dieser 25jährigen Jubelfeier nicht bloß durch jene Festlichkeiten, sondern auch durch eine andere würdige und durchaus dem Sinn der Städteordnung entsprechende Art, nämlich durch die Gründung eines „Bürgerrettungs-Institutes“, welches noch heute besteht, durch welches vermöge unverzinslicher Darlehen und auf andere Art schon manchem armen Bürger wieder auf die Beine geholfen worden, und dessen Vermögen trotzdem jetzt auf etwa 24.000 Mk. von ursprünglich 450 Thalern gewachsen ist. Und selbst die Namensliste des ersten Kuratoriums dieses Instituts giebt Zeugniß davon, daß der Geist der Städteordnung, der Gemeinsam in allen Klassen der Bürgerschaft lebendig war; die Mitglieder des ersten Kuratoriums des Bürgerrettungs-Institutes waren:

Stadtverordneten-Vorsteher Scholz,
Freiherr v. Stillfried,
Hauptmann Giesel,
Postdirector Günther,
Graf v. Schwerin,
v. Uechtritz.

Stein blieb leider nicht lange Minister. Friedrich Wilhelm III. mußte ihn, von Napoleon gedrängt und um mit diesem Frieden zu erhalten, schon am 24. November 1808 entlassen und am 16. December 1808 erschien ein kaiserliches Decret, worin Napoleon „einen gewissen Stein, der Unruhen in Deutschland zu erregen suche, für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes“ erklärte und zu verhaften befahl, so daß Stein, um diesem Schicksale zu entgehen, schleunigst nach Böhmen flüchten mußte. Aber er hinterließ dem Lande seinen Plan, nach welchem der Ausbau der begonnenen Reform weiter erfolgen müsse, und nach diesem Plane setzte sein zweiter Nachfolger – der Minister von Altenstein wurde schon am 6. Juni 1810 wieder entlassen, nachdem er dem Könige den traurigen Vorschlag gemacht hatte, Schlesien abzutreten, um die Mittel zur Bezahlung der französischen Kontributionen zu beschaffen – der Freiherr Karl August von Hardenberg die Steinschen Reformen fort. Es war die höchste Zeit. Das Land war entsetzlich zurückgekommen und Hirschberg machte keine Ausnahme. Das Armenhaus war überfüllt, heruntergekommene Bürger übergaben dem Magistrate die Schlüssel ihrer Häuser, für deren Zimmer sie selbst ohne Miethe keine Bewohner finden konnten. Die Einwohnerzahl war von 6.500 im Jahre 1799 auf 5.500, der Leinwand-Export auf 2.641 Ctr. gesunken. Betrübniß herrschte ob dieser Verhältnisse und sie wurde zur tiefsten Trauer gesteigert, als sich die Kunde von dem am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz erfolgten Tode der Königin Louise verbreitete. Sie besaß in den Herzen des Volkes einen geradezu unermesslichen Schatz von Liebe, der ihrem Werthe entsprach und so wurde ihr auch hier manche Thräne nachgeweiht, und mit Wehmuth dachte man an ihren Besuch vor 10 Jahren und daran, daß ihr damaliges Abschiedswort: „Ich seh Euch, lieben Kinder, wieder“ nicht in Erfüllung gehen sollte.

Aber inmitten aller Trübsal erstarkte das Volk in aller Stille durch die Ausführung der reformatorischen Gedanken jener weitblickenden Männer und wurde allmählich tüchtig zu dem großen Befreiungswerk, welches nach wenigen Jahren begonnen und vollendet wurde, trotz allein äußeren Druck, unter welchem das ganze Land und auch die öffentliche Meinung gehalten wurde. Einen Beweis für dessen Stärke kann man u. a. in dem hiesigen Localblatte: der „Bote aus dem Riesengebirge“ finden, welches am 12. August 1812 zum ersten Male erschien. Neben dem übrigen durchaus harmlosen Material findet sich in jeder Nummer eine Rubrik: „Haupt-Momente der politischen Begebenheiten“, welche sich erklärlicher Weise damals hauptsächlich mit dem russischen Feldzug beschäftigte. Es würde schwer sein, aus diesen Artikeln über den Ausgang

des Feldzuges klar zu werden, denn es war darin eigentlich nur immer von französischen Siegen die Rede, wenn nicht in der letzten Nummer des Jahrganges die kurze Notiz gebracht würde:

(Entlehnt aus vaterländischen Blättern.)

„Se. Majestät der Kaiser Napoleon sind am 12. December nebst einem Theile ihres Gefolges auf Schlitten durch Glogau gereist. Se. Majestät begeben sich nach Paris. Höchstdieselben kamen in der Nacht vom 13. zum 14. in Dresden an, traten bei dem Gesandten Baron von Serra ab, hatten eine zweistündige Unterredung mit Sr. Majestät dem Könige von Sachsen, reiseten um 10 Uhr Vormittags über Bamberg weiter und wurden am 16. in Frankfurt a.M. und Mainz erwartet.“

Das war verständlich; eine nicht mißzuverstehende Andeutung über den Schluß jenes großen Feldzuges und, neben Yorks heroischer That, die Einleitung zu den Befreiungskriegen.

Hans David Ludwig von York war ein Mann von eiserner Willenskraft, feinem Verstande und hingebender Vaterlandsliebe, äußerlich finster, verschlossen und gegen seine Soldaten unerbittlich streng – sie nannten ihn den „alten Jsegrim“ –, ein entschiedener Gegner der Reformpartei in Preußen, aber er bewies jetzt, daß er fähig war, großartig zu denken und zu handeln. Er kommandirte das noch etwa 15.000 Mann starke, zum Corps des Marschalls Macdonald gehörige preussische Hülfsheer, dem nun nach dem Rückzug der Franzosen aus Rußland die Aufgabe zufiel, das Weichselland und die Ostseeküste westlich von Memel, sowie überhaupt die französische Rückzugslinie und ihre Stützpunkte zu decken. Macdonald forderte ihn zum Beistande hierzu auf, und seine Pflicht als Soldat forderte Gehorsam, aber wenn er geleistet wurde, war der günstige Augenblick zur Erhebung des Volkes und Befreiung des Vaterlandes verpaßt. Von Berlin aus ohne bestimmte Instruktionen gelassen, versammelte er am 29. Dezember 1812 seine Offiziere im Hauptquartier zu Tauroggen, theilte ihnen seinen Entschluß, sich mit dem russischen Heere zu vereinigen, mit und fuhr fort: „Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an, wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, welcher er will, ich werde auch denjenigen stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Gelingt unser Vorhaben, dann wird der König mir vielleicht meinen Schritt vergeben, geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen.“ Da flogen, erzählt Pierson (Preuß. Geschichte) die

Säbel aus den Scheiden und mit erhobenen Schwertern riefen alle: „Auf Tod und Leben mit York! mit unserem General! alle für einen, einer für alle!“ York winkte mit der Hand; den lauten Jubel beruhigend, sprach er: „So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk der Befreiung des Vaterlandes beginnen und sich vollenden!“

Am nächsten Tage schloß er, in voller Klarheit über die Bedeutung und Tragweite seines Schrittes, mit dem russischen General von Diebitsch die Convention von Tauroggen, nach welcher die preußischen Truppen vorläufig parteilos bleiben und sich zwischen Mattel und Tilsit aufstellen sollten, ab, schickte sie an den König und schrieb dazu: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt gekommen, wo sich Ew. Majestät von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.“ Und am 3. Januar 1813 wiederholte er: „Ew. Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen ... Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiastiren, wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschüttert dastehen!“

Sein Wort und seine Voraussicht haben sich bewährt. Zwar versagte der König, der in Berlin noch vollständig in der Gewalt der Franzosen war, der Convention von Tauroggen seine Genehmigung, entsetzte York seines Commandos, verwies ihn und den ihm gleichgesinnten General Massenbach vor ein Kriegsgericht und ernannte den General v. Kleist zum Befehlshaber des preußischen Hülfs-corps, welches wieder einzig und allein zur Verfügung des französischen Kaisers stehen sollte, und am 19. Januar erschien auch in den Berliner Zeitungen eine Kundmachung gleichen Inhaltes, aber der russische General Wittgenstein, der mit seinem Corps schon vor der preußischen Armee stand, ließ den Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Ratzmer, der jene Befehle an die preußischen Generale überbringen sollte, nicht durch seine Posten durch, weil er von dem Inhalte der Befehle Kenntniß erhalten hatte und York erklärte am 27. Januar von Königsberg aus, daß der Oberstlieutenant v. Ratzmer weder bei ihm noch bei dem General v. Kleist er-

schiene wäre, daß die preußischen Zeitungen einen amtlichen Charakter nicht besäßen, daß den preußischen Generälen noch niemals durch die Zeitungen Befehle zugekommen wären und daß er mithin das Commando fortführen würde.

**Hirschberg unter der Regierung Friedrich Wilhelm II.
und Friedrich Wilhelm III.**

Von G. Bassenge, Bürgermeister.

„Der Wanderer im Riesengebirge“, 57/1887, Seiten 53-60
(Fortsetzung und Schluß.)

Gleichzeitig organisirte er, unter kräftiger Beihülfe der Regierung-Präsidenten v. Schön und v. Auerswald die Volksbewaffnung in Preußen, am 22. Januar siedelte der König von Potsdam nach Breslau über, am 3. Februar erschien der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps; binnen 3 Tagen meldeten sich in Berlin allein 9.000 Freiwillige, eine tiefe Rührung ergriff das ganze Volk, und als Friedrich Wilhelm eines Tages im Breslauer Schlosse stand und einen langen Wagenzug von 80 Wagen mit Berliner Freiwilligen vorüberfahren sah, da brach er in Thränen aus und zweifelte nicht mehr an der Opferfreudigkeit und Begeisterung seines Volkes, vergaß die schimpflichen Vorgänge nach der Schlacht bei Jena, setzte nochmals seine Krone und seine Dynastie aufs Spiel, erklärte am 16. März Napoleon den Krieg und erließ am 17. März den berühmten Aufruf „an mein Volk“. Yorks Ausspruch, dessen wir oben erwähnt, ging in Erfüllung. Das ganze Volk erhob sich und errang sich seine Freiheit und Unabhängigkeit wieder. Auch in Hirschberg versammelte sich am 12. April die waffenfähige Mannschaft des Hirschberger Kreises auf dem Bleichplane zwischen der Nepomukbrücke und dem Jungfernstege, und der Commandant des Landsturmes, Major v. Mach, rief erst diejenigen auf, welche freiwillig eintreten wollten und die übrigen zogen das Loos. Am Sonnabend darauf, am 17. April, zogen mehr als 2.000 Landwehrmänner in die katholische und evangelische Kirche, wo sie vereidet und eingeseget wurden. In welcher Stimmung dies geschah, geht aus dem Lied hervor, welches der Gymnasial-Director Körber, von dessen Schülern 20 mit in den Krieg zogen, zu dieser Feier gedichtet hatte:

„Wir bringen Dir zur Weihe dar
Der Bergbewohner Wehr,
O Du, der sein wird. ist und war,
Sieh' gnädig auf sie her.
Seit Du dies Haus gegründet hast,
Seit diese Berge stehen.
Ward nie ein solcher Schluß gefaßt.
Nie solch' ein Tag gesehen.
Ein nie erfahrenes Gefühl
Schlägt hoch in aller Brust,
Und alle schau'n auf's große Ziel
Mit Schmerzen und mit Lust.

Der Commandeur des Hirschberger Bataillons war der Major v. Sommerfeld, der Commandeur der Hirschberger Stadt-Compagnie von 175 Mann der Hauptmann Giesel, und von seinen Offizieren und Unteroffizieren erwarben sich Premierlieutenant Giesel bei Wartenburg, Unteroffizier Thielsch an der Katzbach und Unteroffizier Steckel bei Leipzig und außerdem erwarben sich viele Landwehrmänner der Compagnie das Eiserne Kreuz. Am 7. Mai zogen die Wehrmänner aus, zum Theil noch ohne Uniform und ohne Gewehre, nur mit Piken bewaffnet, ohne Fahnen, aber doch kampfeslustig und mit Muth und Gottvertrauen. Es dauerte nicht lange bis sie die Feuertaufe empfingen. Die ersten Kämpfe in den Freiheitskriegen, am 2. April bei Lüneburg, wo die ganze französische Division Morand gefangen, am 5. April bei Möckern, wo der Vicekönig von Italien von den Russen unter Wittgenstein und den Preußen unter York, Borstell, Hünerbein etc. geschlagen wurde, machten auf Freund und Feind einen so großen Eindruck, daß er auch durch die weniger glücklichen Schlachten bei Groß-Görschen am 2. Mai und bei Bautzen am 20./21. Mai nicht verwischt werden konnte. Der alte Respect vor der preußischen Armee war wieder hergestellt und diese auf dem Rückzüge nach der Schlacht bei Bautzen so wenig entmutigt, daß Blücher in einem glänzenden Reitergefechte bei Michelsdorf (¼ Stunde von Haynau) den General Maison völlig in die Flucht schlug und ihm 800 Mann Gefangene und 11 Kanonen abnehmen konnte. Hirschberg lag seitab von der Rückzugslinie, aber man konnte auch hier die Spuren der erlittenen Niederlagen sehen an dem Durchzug der königlichen Equipagen und den Transporten von Verwundeten – meist freiwillige Jäger und Gardisten, – welche theils hierher gebracht wurden, theils von hier noch weiter gingen. Sie wurden mit der größten

Sorgfalt verpflegt, aber drei von den hierher gebrachten Offizieren, Major v. Pfuhl, Commandeur des Füsilierbataillons im ersten Westpreussischen Infanterie-Regiment, von Schenkendorff (der Bruder des Dichters), Hauptmann im ersten Garde-Regiment zu Fuß und v. Zenge, Premierlieutenant im Kolbergschen Infanterie-Regiment, sämmtlich Ritter des Eisernen Kreuzes, waren bei Groß-Görschen, Bautzen und Pegau zu schwer verwundet worden, als daß sie dem Tode hätten entrinnen können und schon am 28. Mai wurden sie unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung auf dem Kirchhofe zum heiligen Geist hier in ein gemeinschaftliches Grab gesenkt, welches noch heut durch ein im Jahre 1818 wiederum unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung und im Beisein des Generals von Gneisenau den gefallenen Helden gesetztes Denkmal geschmückt ist.

Bald nach der Schlacht bei Bautzen, Anfang Juni 1813, kam unter den kriegführenden Parteien ein Waffenstillstand zu Stande, den beide zu ihren weiteren Vorbereitungen brauchten und der später bis zum 17. August verlängert wurde. Es wurden Demarkationslinien gezogen, und es wurde bestimmt, daß die zwischen ihnen liegenden Städte, zu denen u. a. auch Jauer, Schönau, Hirschberg und Schmiedeberg gehörten, von keinerlei Truppen besetzt werden sollten. Keine der beiden Parteien kehrte sich daran. Noch im Juni kam ein großer Theil des Macdonald'schen Corps hier durch, um sich in das Lager zwischen Greifenberg und Friedeberg am Queis zu begeben, und in der ersten Hälfte des August schlug der russische General Kaisarow bei Schwarzbach ein Lager auf. Am 17. August, dem Tage, an welchem der Waffenstillstand zu Ende ging, lagerte er hier unter dem Opitz-Berge und die Kanonen standen an der Schmiedeberger Straße. Von da aus zog Kaisarow am 18. nach Lähn, lieferte dort den Franzosen ein sehr blutiges Gefecht, wobei Lähn in Flammen aufging, kam dann wieder hierher zurück, lagerte sich unter dem Cavalierberg und seine Kosacken plänkelten bei Grunau mit der sächsischen Kavallerie. Das sogenannte „Kosackengrab“ bei Grunau nahm gemeinschaftlich die hierbei gefallenen Krieger beider Parteien auf.

Ueberall kam mit dem Ablauf des Waffenstillstandes Bewegung in die Heere. Die Hauptmacht der Verbündeten stand in Sachsen westlich und südlich von Dresden, die Franzosen standen bei Bunzlau, Haynau und Löwenberg und die schlesische Armee unter Blücher östlich von ihnen nach Liegnitz und Jauer zu; Napoleon selbst war mit den Garden und dem Cavallerie-Corps von Latour-Maubourg bis Görlitz gerückt. Er wollte sich auf Blücher werfen, aber die verbündeten Hauptarmeen

rückten gegen Dresden vor, und Napoleon mußte, um Dresden zu halten, am 22. August umkehren und seine Garden marschirten auch richtig am 26. August, als der Kampf bei Dresden schon begonnen hatte, über die Elbbrücke in Dresden ein, und Napoleon blieb Sieger in dieser zweitägigen (26./27. August) furchtbaren Schlacht. In Schlesien aber wurde zu derselben Zeit am 26. August von der schlesischen Armee zwischen Liegnitz, Jauer und Goldberg, dank dem Feldherrntalente des „Vater Blücher“ und der Tapferkeit seiner Soldaten, der Sieg an der Katzbach gewonnen, der Schlesiens völlige Befreiung von den Franzosen zur Folge hatte und nach welchem Macdonald seinem Kaiser melden mußte: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus !“ Ebenfalls zu derselben Zeit kam hierher nach Hirschberg die Division Puthod vom Lauristonschen Corps, welches zu dem Macdonaldschen Heere gehörte. Sie hatte den Befehl erhalten, der schlesischen Armee über Schönau in den Rücken zu fallen, konnte aber auch am 27. Goldberg noch nicht erreichen und zog sich daher am 28. auf Hirschberg zurück, um hier über den Bober zu gehen. Das Hochwasser hatte aber alle Brücken fortgerissen und die Nepomuk-Brücke bei Hirschberg war, wie das heutzutage noch manchmal vorkommt, durch einen tiefen und breiten Strom, der sich zwischen ihr und der Vorstadt „Sechsstädte“ gebildet hatte, unzugänglich gemacht. Puthod mußte also kehrt machen und marschirte am 28. am rechten Boberufer abwärts bis Zobten bei Löwenberg, wo er in der Nacht vom 28. zum 29. bivouakirte. Am 29. marschierte er weiter bis Löwenberg und stellte seine Division auf der Anhöhe von Plagwitz auf, um sich dann nach Bunzlau durchzuschlagen. Die Russen aber ließen ihn nicht durch. Die Generale Emanuel und Rudsewitsch hielten ihn fest und die Reserve-Cavallerie unter dem General Korff und das sechste russische Corps unter dem Fürsten Scherbatow verlegten ihm den Weg nach Bunzlau und den Rückweg nach Zobten. Eine leichte russische Batterie unter dem Oberstlieutenant Nestorofsky stellte sich auf einem vortheilhaften Punkte, einer Anhöhe in der rechten Flanke des Feindes auf und unter ihrem Schutze machten 4 russische Jägerregimenter unter dem General Metscherinow unter persönlicher Leitung des Fürsten Scherbatow einen Bajonett-Angriff und warfen den Feind in den Bober hinab. Puthod leistete als tapferer Soldat den hartnäckigsten Widerstand, aber unterlag. Was von seiner Division nicht niedergemacht wurde, ertrank in den angeschwollenen Fluten des Bober oder wurde gefangen und das letztere Schicksal ereilte ihn selbst mit 100 Offizieren und 3.000 Soldaten.

Die Hirschberger kamen diesmal im Wesentlichen mit der bloßen Angst davon, aber daß sie diese auszustehen hatten, geht aus einem Magistrats-Beschlusse hervor, der am 31. August gefaßt wurde: „Am vergangenen 27. d. Mts. wurde die Stadt mit einem feindlichen Einfalle eines französischen Corps bedroht, welches unter dem Divisionsgeneral „Butow“ theils auf der Lähner Straße durch Grunau, theils von Berbisdorf her, an der Zahl, nach dem Anscheine, gegen oder über 5.000 Mann stark, gegen dieselbe heranzog. Zu gleicher Zeit näherte sich ein Trupp feindlicher Reiter, dem Vernehmen nach 30 Mann stark, von der Greifenberger Straße her. Wegen der nach heftigem und anhaltendem Regen eingetretenen großen Ueberschwemmung des Bobers und des Zackens, welche fortwährend im Wachsthum war, konnte von letzteren Truppen Niemand herüber. Vom erstgedachten Corps aber wagten sich etwa 40 Reiter unter Anführung von 2 Offizieren durchs Wasser. Außerdem kamen auch 2 Infanterie-Offiziere zu Pferde und eine Anzahl Infanteristen, welche mit den Kavalleristen herüber geschwommen waren, in die Stadt. Von der Cavallerie gingen Patrouillen in die Vorstädte und von der einen wurde Rector Körber durch einen Sergeant wegen Erklärung, das verlangte Geld nicht schaffen zu können, mit flachen Säbelhieben gemißhandelt. In der Stadt wurden dem Kaufmann Anders ein Paar Pferde weggenommen, die eben aus der Vorstadt hereingebracht wurden, und vor dem Burghthore wurde der Kaufmann Johann Gottfried Siebig, welchen ein Chasseur-Unteroffizier wegen seiner Kleidung — er trug die grüne Uniform der hiesigen Schützen und wurde deshalb für einen russischen Offizier gehalten, — für verdächtig erklärte, aus seinem Hause gerissen und als Gefangener mitgenommen. Vor dem Langgassenthor plänkelten die Patrouillen der Chasseurs herum und sollen auch dort einige Kosacken sich haben sehen lassen. Der Offizier, welcher die Chasseurs in der Stadt anführte, machte eine Requisition von 4.000 Portionen Brot und gleichviel an Branntwein unter Androhung, daß die Stadt bombardirt werden solle, wenn dies Alles nicht bis Abends zur Abholung über das Wasser parat gestellt würde.

Die Chasseurs brachen schnell wieder auf und kehrten über die Nepomuk-Brücke und das ausgetretene Boberwasser wieder zurück zu ihren Corps, welches theils oberhalb den Sechsstädten, theils auf der Seite längs der Berbisdorfer Straße sich gelagert hatte und nach eingegangenen Nachrichten 15 oder 20 Kanonen bei sich geführt haben soll. Sie nahmen den Kaufmann Siebig mit sich fort, welcher am 29. unweit des Wirthshauses zur Sonne an der Straße ertrunken gefunden wurde und ohne Zweifel bei dem Durchreiten von dem Pferde, auf welches ihn ein

Chasseur genommen hatte, heruntergefallen ist. Ebenso sind auch zwei andere Leichname ertrunkener Franzosen gefunden worden. Die Strömung des fortwährend wachsenden Wassers, welches den Pferden über den Rücken wegging, brachte viele Reiter dem Untergange nahe und verhinderte alle weiteren Unternehmungen des Durchganges. Ein Theil der Infanteristen wollte den Rückweg auf den Pferden der Chasseurs nicht mitmachen und gab sich theils als Deserteure an, theils hielt er sich in den Häusern am Wasser versteckt. Die Infanterie-Offiziere requirirten noch 25 Bouteillen Wein und 4 Bouteillen Arrac, welchen sie bei ihrer Rückkehr mitnahmen. Den 28. früh um 5 Uhr zog das feindliche Corps auf der Straße von Grunau nach Langenau fort und ihm folgten von Berbisdorf her noch den ganzen Vormittag nachziehende Haufen von Marodeurs. In dem Dorfe Straupitz und in Nieder-Grunau, desgl. in dem nicht überschwemmten Theile der Sechsstädte wurde in vielen Häusern geplündert und vieler Schaden angerichtet. Gegen Mittag kamen mehrere Kosacken hier an; ein Trupp wagte sich durch's Wasser über den Straupitzer Kirchsteg nach Straupitz, fingen dort mehrere Franzosen auf, schwemmten sie durch Anhalten an den Pferdeschwänzen durch's Wasser und brachten solche als Gefangene nach der Stadt. Inzwischen rückte das Avant-Corps des russischen Corps des General Grafen von St. Priest unter General Bistram hier ein. Es wurden nach und nach sehr viele Gefangene eingebracht – die Trümmer des in der Schlacht an der Katzbach vollständig aufgeriebenen Macdonaldschen Heeres – so daß bis Abend ihre Zahl schon über 500 stieg. Den 29. marschirte das Bistramsche Corps weiter nach Greiffenberg und dagegen rückte das Haupt-Corps mit dem General St. Priest ein, welches darauf den 30. und heute weiter gegangen ist.

Wegen der durch die großen Wasserstände dabei eingetretenen Errettung der Stadt vor dem feindlichen Einfall und von den Schreckensscenen, welche außer der Plünderung und Erpressungen noch hätten hervorgehen können, wurde resolvirt zu veranlassen, daß auf künftigen Sonntag, den 12. Trinitatis in beiden hiesigen Kirchen der Gottesdienst zu Begehung einer Feier dieses glücklichen Ereignisses eingerichtet und eine Dankpredigt über den Text: „Psalm 64, V. 10. Alle Menschen, die es sehen, werden sagen, das hat Gott gethan und merken, daß es sein Werk sei“ gehalten werde.

Jensch, Müller, Herring, Kriegel, Voigt.“ Der Rector Körber hatte an die französischen Truppenführer drei gleichlautende Briefe abgeschickt, von denen der eine am 23. August an eine Person, welche erst „Monseigneur,“ dann „Excellente“ angeredet wird, und viel-

leicht der General Marquis de Lauriston, damals in Löwenberg, war, der zweite am 27. August an einen General (offenbar Puthod) und der dritte an eine Person, die wiederum mit Monseigneur und dann mit, „Altesse sérénissime“ angeredet wird (vielleicht der Marschall Macdonald, Herzog von Tarent) gerichtet war und in welchem gesagt wird, daß Napoleon immer die wissenschaftlichen Institute und die Wissenschaften geschützt habe, die mit dem Kriege nichts gemein hätten, daß der Marschall (Mortier) Herzog von Treviso im Jahre 1808 das hiesige Lyceum (dit Gymnasium) deshalb auch von jeder militärischen Besetzung ausgenommen hätte, und daß daher auch jetzt um so mehr wieder auf dieselbe Protection gehofft würde, als das Gymnasium außer einigen Büchern de peu d'importance durchaus nichts besäße, die Lehrer nur auf ein sehr geringes Einkommen angewiesen wären und das Institut sich daher von den Uebeln des Krieges kaum wieder erheben würde, wenn es davon überhaupt in Mitleidenschaft gezogen werden sollte. Die Briefe schließen:

„Nous supplions donc très-humblement que
Votre Excellence pp. daigne donner les ordres,
pour que la sureté et le repos du Lycée ne
soient point troubles.

C'est avec le plus profond dévouement,
que nous avons l'honneur d'être
de votre Excellence
les plus soumis et les plus obéissants serviteurs
les Professeurs du Lycée.“

Körber. Besser. Lucas. Havenstein.

Die Ruhe des Gymnasiums ist nun allerdings nicht sehr gestört worden und Bücher hat der Chasseur-Unterroffizier, der von dem Rector Körber am 27. August vergeblich Geld verlangte, auch nicht mitgenommen, aber seine Schläge waren dem würdigen Manne doch leider nicht erspart geblieben.

Die Angst der Hirschberger hatte nicht allzulange gedauert. Wenn sie auch am 27. August noch von dem Puthodschen Corps heimgesucht worden waren, so konnten sie doch an demselben Tage aus dem Schalle des Kanonendonners, der sich immer weiter nach Sachsen hinzog, einen Schluß auf die wirkliche Sachlage machen, den ihnen schon am 28. das Erscheinen des russischen Corps unter Bistram bestätigte. Am 30. ging bereits der Courier hier durch, den Blücher mit den in der Schlacht an der Katzbach eroberten französischen Adlern und Fahnen in das Haupt-

quartier des Königs in Teplitz schickte, und am Abend desselben Tages tanzte man schon wieder sehr vergnügt auf einem Ball, den das Offiziercorps des gerade hier einquartierten, zum Corps des Grafen von St. Priest gehörenden russischen Jägerregimentes veranstaltet hatte.

Selten haben die Hochwässer unserer Gebirgsflüsse in der Weltgeschichte eine so große Rolle gespielt wie in diesem Jahre 1818. Sie trugen mit bei zur Vernichtung des Macdonaldschen Heeres, sie schützten speciell Hirschberg vor der Besetzung durch das Puthodsche Corps und allen sonstigen traurigen Folgen, die sich hieraus vielleicht noch ergeben haben würden und sie müssen auch noch in anderer Beziehung von 'Bedeutung für die damaligen kriegerischen Ereignisse gewesen sein.

Am 31. August, an demselben Tage, an welchem sich der Magistrat schon so eingehend mit den Hochwässern beschäftigt hatte, traf aus dem Hauptquartier der schlesischen Armee, Hohlstein bei Löwenberg, ein vom 30. August datirtes und mit der eigenhändigen klaren und festen Unterschrift des Generalstab-Chefs Neithard von Gneisenau versehenes Schreiben folgenden Inhalte« bei dem Magistrate ein:

„Einen Wohlloblichen Magistrat zu Hirschberg beauftrage ich hierdurch, schleunigst zu berichten, ob am 27./28. und 29. d. M. die Gewässer bei Hirschberg unter keiner Bedingung zu passiren gewesen sind ? Diesen Bericht jedoch auf jeden Fall so einzurichten, wie er im strengsten Sinne verantwortet werden kann, da ich ohnedies auch die genauesten Recherchen veranlassen werde.“

Der Magistrat konnte natürlich nicht anders, als jene Frage bejahen, aber aus dem Schlusse des Schreibens geht hervor, daß man auf die richtige Beantwortung der Frage erhebliches Gewicht legte, und vielleicht konnte der Bericht des Magistrates dazu beitragen, irgend Jemanden, der zur Verantwortung gezogen werden sollte, weil er den Bober und Zacken am 27./ 28. und 29. August für unpassirbar gehalten, die weitere Verantwortung zu ersparen. Seitdem hat Hirschberg fremde feindliche Soldaten nur noch als Gefangene gesehen.

Der weitere Fortgang der Freiheitskriege wurde auch hier mit glühendstem Eifer verfolgt, am 31. Oktober 1813 zum ersten Male die Feier der Schlacht bei Leipzig begangen und die Königl. Regierung in Liegnitz fühlte sich veranlaßt, dem Magistrate in einer besonderen Verfügung vom 16. November ihre Zufriedenheit wegen dessen auszusprechen, was bei dieser Feier „zum Besten des Militärs, der Soldaten- und Landwehrmänner-Familien“ gethan worden sei.

Am 15. April 1814 verkündeten große gedruckte Plakate, welche an

den Straßenecken angeheftet wurden, den Ausgang des Krieges (1813/14): „Die ausdauernde Tapferkeit der verbündeten Heere hat endlich alle Hindernisse besiegt. Nach einem am 30. März erfochtenen Siege bei Montmartre sind die verbündeten Truppen den Tag darauf in die Hauptstadt Frankreichs eingerückt. Unser hochgeliebter König und des Kaisers von Rußland Majestät haben unter lautem Jubel des Volkes ihren Einzug gehalten und sind von dem Senat empfangen worden. Nicht der geringste Widerstand hat sich geäußert; überall wurde gerufen:

Vive notre roi ! à bas l'empereur !

General von Sacken ist zum Gouverneur von Paris ernannt. Die Einwohner haben größtentheils die weiße Cocarde aufgesteckt. Die verbündeten Mächte haben öffentlich erklärt, nie mit Napoleon oder seiner Dynastie Frieden zu schließen. Wir eilen, dem patriotisch gesinnten Publikum diese höchst erfreuliche, sichere Nachricht mitzutheilen und können damit die nicht minder erfreuliche verbinden, daß die Unterhandlungen wegen Uebergabe der Festung Glogau so gut als beendet sind und die Kapitulation gegenwärtig wahrscheinlich schon abgeschlossen ist.

Königliches Militär-Gouvernement von Schlesien.

Der Militär-Gouverneur.

Der Civil-Gouverneur.

v. Gaudi.

Merkel.“

und bereits am 23. April beging man hier durch Absingen eines allgemeinen Lobgesanges auf dem Markt vor dem Rathhause eine Vorfeier zu dem auf den 24. April angeordneten allgemeinen Dank- und Siegesfeste, wobei u. a. auch für die hart mitgenommenen Glogauer milde Beiträge gesammelt wurden. Am 4. Mai kam das Landwehr-Bataillon v. Krahn von der Belagerung von Glogau zurück und am 8. Januar 1815 wurden unter die Mannschaften die Kriegsdenkmünzen vertheilt. Noch einmal mußte, nach Napoleons Rückkehr von Elba, das Volk zu den Waffen gerufen werden; von dem hiesigen Gymnasium eilten wieder 27 Schüler zu den Fahnen und am 25. März 1815 rückte das Bataillon v. Krahn wieder aus. Doch der Krieg dauerte diesmal nicht lange und schon zum 9. Juli wurde von dem Ministerium des Innern zur Feier des großen Sieges bei „Genappe“ — sonst als Schlacht bei Waterloo oder la belle alliance bezeichnet — wieder ein allgemeines Dankfest angeordnet, dem dann am 18. Januar 1816 ein allgemeines Friedensfest folgte. Am 4. Juli 1816 hing man in der evangelischen Gnadenkirche und in der katholischen Stadtpfarrkirche hier die Tafeln auf, welche die Namen der in den Kriegen von 1813–15 Gefallenen aus der Stadt und den Kämmereidörfern und

die Namen der Ritter des Eisernen Kreuzes vom 1. Bat. des 11. Schles. Landwehr-Regiments der Nachwelt überlieferten.

Die großen Kriege, welche ziemlich ununterbrochen von der französischen Revolution an bis zur Schlacht bei Waterloo die Welt erschüttert hatten, waren nun zu Ende, und man ging frohen und hoffnungsvollen Herzens an die Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen hatte und freute sich der Segnungen, welche die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung brachte. Hardenbergs Verdienste liegen mehr auf dem Gebiet der inneren, wie der äußeren Politik. Preußen, obgleich es die größten Opfer gebracht, wurde bei den Friedensschlüssen nach den Freiheitskriegen nicht mit dem entsprechenden Wohlwollen behandelt.

Aber auf die innere Gesetzgebung Preußens hat Hardenberg den dankenswerthesten und segensreichsten Einfluß geübt; und auf kirchlichem Gebiete sorgte Friedrich Wilhelm III. selbst durch die Union, durch die am 30. und 31. Oktober 1817 zu Berlin und Potsdam gemeinschaftlich vollzogene Abendmahlsfeier für den inneren Frieden.

Die Stadt Hirschberg hatte im Jahre 1813 eine Einwohnerzahl von etwas über 5000 Seelen und am Ende der Freiheitskriege nicht viel mehr. Sein Leinwandhandel, die Quelle seines Wohlstandes, lag, von der Continentsperre allzu schwer betroffen, darnieder und hat sich seitdem nie wieder zu der früheren Bedeutung emporgeschwungen. Aber an seine Stelle sind allmählich andere Zweige des Handels und der Industrie getreten, namentlich die Papier-Fabrikation, und wenn man sich auch in keinem von ihnen bis zum Welthandel emporgeschwungen hat, der früher von hier aus mit der Leinwand getrieben wurde, so ist doch die Entwicklung der Stadt stetig, anfangs etwas langsam, später in rascherem Tempo vorgeschritten, so daß die Einwohnerzahl von 5 - 6.000 Seelen am Ende der Freiheitskriege, bis 1861 auf 7.800 und von da bis jetzt auf fast 16.000 Seelen gewachsen ist.

Zwei Factoren waren es, durch welche dem Hirschberger Thale seit den Freiheitskriegen ein besonders eigenthümliches Gepräge gegeben wurde. Sie waren erstens die Ansiedelung der königlichen Familie und zweitens die Einwanderung der Tyroler aus dem Zillerthale. Zu den vielen vornehmen im Hirschberger Thale wohnhaften Personen, den Grafen Schaffgotsch, welche seit Jahrhunderten im schlesischen Gebirge angesessen gewesen waren, zu den Grafen Matuschka in Arnsdorf, der fürstlich Radziwillschen Familie in Ruhberg bei Schmiedeberg, der verw. Frau Minister Gräfin Reden in Buchwald u. a. m. kam im Jahre 1816 auch Gneisenau.

Er hatte bald nach Beendigung der Freiheitskriege theils seiner Ge-

sundheit wegen, theils aus politischen Gründen seinen Abschied gefordert und der König hatte ihm denselben bewilligt, sich aber vorbehalten, ihn im Falle eines Krieges wieder anzustellen. Dieser Fall trat auch wirklich ein. Nachdem ihm der König 10 Jahre nach der Schlacht bei „Gennappe“ zum Generalfeldmarschall ernannt hatte, übertrug er ihm im Jahre 1831 während der polnischen Insurrection das Commando über die 4 östlichen preußischen Armeecorps; Gneisenau mußte deshalb nach Posen gehen und starb dort in der Nacht vom 23. zum 24. August 1831 an der Cholera. Er mochte bei seinem früheren Aufenthalt in seiner Garnisonstadt Löwenberg das schlesische Gebirge liebgewonnen haben und so kaufte er sich im Jahre 1816 das Gut Erdmannsdorf und verlebte hier noch eine Reihe glücklicher Jahre, im Kreise seiner Familie, im freundlichen Verkehr mit seinen Nachbarn, von denen er namentlich die Gräfin Reden in Buchwald sehr verehrte, und auch den Rector Körber in Hirschberg, den er geradezu mit Lichtenberg verglich, hoch schätzte, indem er zugleich selbst sich der allgemeinsten Liebe und Achtung erfreute, und wenn der König oder sonst Jemand von der königlichen Familie in die hiesige Gegend kamen, so verfehlten sie nie, auch Gneisenau zu besuchen. Allmählich fand sein Beispiel, sich im Hirschberger Thale anzusiedeln, auch in der königlichen Familie Nachfolge. Im Jahre 1822 kaufte Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., Fischbach, später Prinz Friedrich der Niederlande, der Schwiegersohn des Königs, Schildau, und nach Gneisenaus Tode kaufte im Jahre 1833 der König selbst Erdmannsdorf.

Friedrich Wilhelm III. ließ schon längst kein Jahr vorübergehen, ohne sein altes Hauptquartier vor der Schlacht bei Dresden, Teplitz, aufzusuchen, aber wenn er seine Kur dort beendet, kam er wohl auch manchmal noch durch Böhmen über Landeshut nach dem Hirschberger Thale und fand dann in Fischbach seinen Bruder Wilhelm und in Schildau seine Tochter Louise, Prinzessin der Niederlande vor, und es entwickelte sich auch hier ein schönes Familienleben. Um den König sammelte sich auch hier manchmal ein großer Theil seiner Familie, anfänglich bei seinem Bruder Wilhelm in Fischbach, später, als er Erdmannsdorf gekauft hatte, bei ihm selbst in Erdmannsdorf. Im Jahre 1830 trafen in Fischbach, wo der König mit seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, zum Besuch war, von seinen Kindern noch der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin, die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland und die Erbgroßherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin zusammen; und zu anderen Malen hatte der König Besuch von seinen anderen Söhnen und von sei-

nen Schwiegersöhnen, selbst von seinen Enkeln, den Kindern der Kaiserin von Rußland, Olga und Konstantin. Der Kreis war groß, aber man verkehrte auch gern mit liebenswürdigen Persönlichkeiten der „Nachbarschaft, z.B. mit der Gräfin Reden in Buchwald und mit Gneisenau in Erdmannsdorf, im Jahre 1830 war auch Alexander von Humboldt zu dem Besuch in Fischbach zugezogen worden. Die jungen königlichen Prinzen machten Fußpartien mit den drei jungen Prinzen Radziwill in Ruhberg auf die Koppe und anderswohin. Auch Familienfeste wurden hier gefeiert; am 30. Juli 1842 wurde die damals 16jährige Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, in der evangelischen Kirche zu Fischbach von dem Ober-Konsistorialrath und Hofprediger Dr. Strauß confirmirt und es war dabei außer ihren Eltern und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und seiner Gemahlin und außer ihren Geschwistern, der Prinzessin Elisabeth von Hessen und dem Prinzen Waldemar auch ihr Bräutigam, der Kronprinz Max von Bayern, mit dem sie sich unlängst in Buchwald verlobt hatte, zugegen. König Friedrich Wilhelm III., in welchem das schlesische Gebirge wohl noch in seinen späteren Jahren viele, wenn auch wehmüthige Erinnerungen an die schönste Zeit seines Lebens hervorrufen mochte, und auch sein Sohn und Nachfolger König Friedrich Wilhelm IV. sowie die ganze königliche Familie waren gern im Hirschberger Thale, erfreuten sich hier im freundlichen Familienleben der freundlichen Natur und auch der freundlichen Herzlichkeit der Gebirgsbewohner. Diejenigen Mitglieder des königlichen Hauses, welche hier Grundbesitz erworben hatten, ließen sich jedesmal gern mit freundlicher Herablassung die in Schlesien übliche „Huldigung“ gefallen, welche die Gemeinden, mit den „Schulzen und Gerichten“ an der Spitze, und die Schuljugend unter Führung ihres Kantors dem neuen „Grundherrn“ brachten, — der König selbst schloß sich davon nicht aus — und nahmen mit ihren Verwandten ab und zu an den ländlichen Festen ihrer Gemeinden Theil. Und die Thalbewohner nahmen auch ihrerseits wieder den herzlichsten Antheil an allen Vorgängen in der königlichen Familie, die sich so unmittelbar vor ihren Augen abspielten, und so hat in der That die mehrfache Erwerbung von Grundbesitz seitens der Mitglieder der königlichen Familie im Hirschberger Thale, welche auch äußerlich vortheilhaft auf die Gegend einwirkte, diesem ein eigenthümliches Gepräge gegeben.

Der zweite Factor, der hierzu mitwirkte, war die Einwanderung der Tyroler aus dem Zillerthale im Jahre 1837. Es war der bis jetzt letzte und vielleicht auch der kleinste der Züge von Einwanderern, welche seit dem

Großen Kurfürsten in Preußen gastliche Aufnahme gefunden haben. Unter ihm waren in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts 20.000 französische Protestanten (*réfugiés*), unter Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1732 etwa ebensoviel Salzburgische Protestanten und unter Friedrich dem Großen etwa 300.000 (Colonisten verschiedener Nationalität und verschiedenen Glaubens in Preußen eingewandert. Gegen diese Massen war die Zahl der 416 Einwanderer aus dem Zillerthale verschwindend klein, aber ihre Einwanderung war doch für das Hirschberger Thal ebenso wichtig und charakteristisch, wie die Einwanderungen jener großen Massen für den ganzen preußischen Staat.

Die Protestanten im Zillerthale in Tyrol waren nicht solchen Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt gewesen, wie die Hugenotten in Frankreich und die Protestanten in Salzburg, aber immerhin war ihre Lage unangenehm genug geworden. Man versagte ihnen Trauung und Begräbniß, das Recht, Eigenthum zu erwerben, die sonst übliche Befreiung der Besitzer von Landgütern vom Militärdienste und vor Allem gestattete man ihnen nicht, eine eigene protestantische Gemeinde zu bilden. Sie hielten aber fest an ihrem Glauben, machten ihren bisherigen katholischen Geistlichen daraus kein Hehl und wurden von diesen dem in solchen Fällen vorgeschriebenen sechswöchentlichen Religionsunterrichte unterzogen; aber ohne Erfolg. Die katholische Geistlichkeit berichtete zuletzt selbst an das Gubernium in Innsbruck und fünf Jahre vergingen, ohne daß ein Bescheid ertheilt worden wäre. Da kam im Jahre 1832 Kaiser Franz nach Tyrol, und die protestantischen Zillerthaler ließen ihm unverzüglich durch ihren Wortführer Johann Fleidl ihre Bitte, eine eigene protestantische Gemeinde bilden zu dürfen, persönlich vortragen. Nach zwei Jahren, im Jahre 1834, erhielten sie den Bescheid, daß ihnen anheimgestellt werde, in eine andere österreichische Provinz zu ziehen, - wo sich bereits evangelische Gemeinden befänden, z. B. nach Siebenbürgen. Das wollten sie nicht, sahen sich nach einem anderen Lande um, wo sie in ihrem Glauben unbehindert weiter leben könnten, und ihre Wahl fiel schließlich auf Preußen, die Vormacht des Protestantismus. Fleidl überreichte am 27. Mai 1837 dem Könige Friedrich Wilhelm III. eine Bittschrift der protestantischen Tyroler aus dem Zillerthale um Aufnahme in Preußen, der König nahm die Bittschrift gütig auf und ertheilte die Zusage der Aufnahme bereits am 5. Juni. Die offizielle Antwort der preußischen Regierung erfolgte am 13. Juli 1837, nachdem der Ober-Consistorialrath und Hofprediger Dr. Strauß in Wien die nöthigen Vereinbarungen mit der österreichischen Regierung getroffen, die Zillerthaler in ihrer Heimath besucht und sich in seinen Berichten an seine Be-

hörde über den Glauben der „Inclinanten“ sehr befriedigt ausgesprochen hatte und nachdem sie durch den Geh. Oberregierungs-rath Jacobi im Auftrage der preußischen Regierung über ihre zukünftigen Pflichten als preußische Unterthanen, namentlich die allgemeine Wehrpflicht, unterrichtet worden waren und sich mit Allem einverstanden erklärt hatten.

Nun war ihres Bleibens im Zillerthale in Tyrol nicht mehr und schon in der Zeit vom 31. August bis 4. September zogen die 416 Protestanten in fünf Abtheilungen aus ihrer alten Heimath fort und durch Salzburg, Ober-Oesterreich, Mähren und Böhmen der preußischen Grenze zu. Am 20. September 1837 betraten sie, von Trautenau aus, zuerst den preußischen Boden und das Gebirgsdorf Michelsdorf. Ihr nächster Aufenthaltsort war Schmiedeberg, wo ein Comité, welches aus der Gräfin Reden in Buchwald, dem Kreis-Landrath, Grafen Matuschka und dem Bürgermeister von Schmiedeberg, Hauptmann Flügel, bestand, vorläufig für die Befriedigung ihrer leiblichen und geistigen Bedürfnisse sorgte. Das Comité stand in beständiger Berührung mit dem Ober-Präsidenten der Provinz Schlesien, von Merkel, und der „Königlichen Immediat-Commission zur Regulirung der Zillerthaler Angelegenheiten“, dem Staatsminister Graf v. Lottum, und den beiden bereits erwähnten Herren, Hofprediger Dr. Strauß und Geh. Oberregierungs-rath Jacobi.

Die Zillerthaler waren dankbar. Zuerst statteten sie am 18. October 1837 in einfacher aber sehr herzlicher Weise, wohl unter Haupteinwirkung von Fleidl, ihren Dank an den König ab, dann an den Kronprinzen und endlich auch an die Gräfin von Reden als „an ihre wohlmeinende und sorgsame Frau Mutter von Buchwald,“ daher die Gräfin den Namen „Tyrolermutter“ erhalten hat.

Am 12. November 1837 wurden sie feierlich in Gegenwart des Prinzen Wilhelm und seiner Familie in die Landeskirche aufgenommen. Im Uebrigen suchten sie sich zu beschäftigen, so gut es ging, suchten Arbeit als Holzfäller, Steinbrecher und später bei der Erbauung ihrer eigenen Kolonistenhäuser und für die Beschäftigung des weiblichen Theiles der Einwanderer sorgte die Gräfin Reden.

Inzwischen wurde von der Regierung das Land zur Gründung der Colonie angekauft: etwa 1.550 Morgen in Erdmannsdorf und Seidorf, am 4. Juli 1838 war die Vermessung und Vertheilung der bezüglichlichen Grundstücke beendet und Ende November 1838 waren von den zuerst projectirten 54 Gebäuden 45 beziehbar. So entstand die Tyroler Colonie Hohen-, Mittel- und Nieder-Zillerthal im Hirschberger Thale. Der preußische Staat hat zu den Kosten der Gründung, für den Unterhalt der Co-

lonisten, Erbauung der Colonistenhäuser, Landerwerb etc. eine Summe von 141.500 Thlr., das Uebrige haben die Colonisten selbst, von denen manche gar nicht unbemittelt waren, zugeschossen.

Von den Eigenthümlichkeiten, welche die Colonie bei ihrer Gründung an sich trug, sind manche, die Tracht der Colonisten, ihr besonderer Dialect, ihre landwirthschaftlichen Gewohnheiten u.s.w. fast verschwunden; die besondere Bauart ihrer Häuser und noch ein besonderer Charakterzug, der dem inneren Geistesleben angehört, ist ihnen geblieben. Er betrifft ihr Verhältniß zu den Königen und dem königlichen Hause von Preußen. Es war erklärlich, daß sie den König von Preußen, der ihnen in seinem Lande Aufnahme gewährt und ihnen eine neue Heimath in einer Gegend gegründet hatte, wie sie nicht passender hätte gewählt werden können, für ihren besten Freund hielten und es war eben so erklärlich, daß sie den Mitgliedern der königlichen Familie, welche mit ihnen bei ihrer häufigen Anwesenheit im Hirschberger Thale persönlich in die freundlichste Berührung traten, eine dankbare Anhänglichkeit bewahrten. Ihr Liebling aber war die Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm in Fischbach, die als junges Mädchen mit den Tyroler Familien genau bekannt war, an ihren Verhältnissen den herzlichsten Antheil nahm, und gewiß noch heut, trotz dem unsäglichen Leid, welches über sie gekommen ist, gern an ihre harmlose und glückliche Jugend, die sie im Hirschberger Thale verlebt hat, zurückdenkt. Im Juli 1844 machte sie eine Reise in das Zillerthal in Tyrol, besuchte dort die Anverwandten der Tyroler im Hirschberger Thale, erzählte ihnen von den Letzteren, ließ sich von ihnen wiederum von ihrem eigenen Ergehen erzählen und berichtete nun ihre eingesammelten Nachrichten in einem langen Briefe an die Tyroler in Schlesien. Sie wendet sich dabei an jeden Einzelnen:

„Endlich kam – beim Hinaufsteigen auf den Ramsberg – das Haus Deiner älteren Schwester, lieber Joseph Geisler. Der Führer wollte gleich hineingehen und Anna herausschreien, doch ich sagte, er solle es lassen und mich zuerst hineingehen lassen. Ich machte die Thür auf, sah Anna mit zwei Kindern sitzen: sie machte Nudeln. Das älteste saß bei Anna auf der Bank, die kleine schlief in der Wiege neben ihr. Ich ging gleich auf Anna zu, drückte ihr die Hände und sagte: Du bist ja Worbls Tochter, ich komme. Dir von den Deinen Nachricht zu geben. Da nahm sie die Hände vor's Gesicht, fiel gleichsam auf den Tisch mit ihrem Kopfe und sagte: Ach meine Mutter, meine Mutter, die möcht' ich mal wiedersehen ! Dabei weinte sie bitterlich. Ich erzählte ihr gleich, wie gut es der Mutter und Euch Allen gehe, doch sie weinte noch viel und freute sich aller meiner Worte über Euch.“

Die Prinzessin will nun weiter auf die Berge steigen, zunächst nach Josephs und Maria Rahms Haus und Anna soll sie begleiten. Während diese sich dazu rüstet, wiegt die Prinzessin das „hübsche kleine Mädchen mit den schönen Augen, die an Rahm seine erinnerten,“ (unter den Einwanderern befanden sich mehrere Rahms) und endlich steigen sie zusammen weiter.

„Unterwegs,“ erzählt die Prinzessin, „mal beim Ausruhen, wo im Walde eine hübsche Aussicht auf Berg und Thal war, fragte ich Anna: Hat denn Joseph nie etwas von der Mariechen geschrieben ? Da freute sie sich und sagte: Ja, von der Prinzeß, und erzählte Einiges, was Du von mir geschrieben hättest. Nun sagte ich: Das bin ich. Da freute und wunderte sie sich und dankte mir, daß ich, hingekommen zu ihnen Allen.“

Sie steigen weiter und kommen zu Rahm und seiner Frau „Moidl“. Ueberall dieselbe Herzlichkeit von beiden Seiten. Die Prinzessin erzählt weiter: „Ach, hättet Ihr doch dabei sein können und sehen, wie jedes Wort sie freute, wie sie lachten und weinten vor Freude. Ach, was erzählte ich nicht Alles ! Das Papier faßt es nicht.

Von Rahm und seinen Kindern nahm ich Abschied, Anna und Moidl gingen mit. Beide hatten ihr Kleinstes auf dem Arme. Sie begleiteten mich bis Ramsau an den Wagen hinunter. Beim Heruntergehen führten sie mich manchmal und halfen mir. Unten kam eine Frau, die mir einen Brief an Matthias Tropmeier und viele Grüße an Alle mitgab. ... In Ramsau stieg ich in den kleinen Wagen. Anna und Moidl gaben mir noch die Hand in den Wagen hinein und trugen mir noch tausend Grüße an Euch auf. Es wurde ihnen schwer, den Wagen fortrollen zu sehen, sie weinten, das sah ich, als ich mich lange nach ihnen umsah. Beim Wirthshause in Ramsau fand ich Andreas Eggers Frau mit drei Kindern den Kleinen hatte ich expreß bestellt, um Dir, lieber Andreas Egger, Nachricht von ihm zu geben, den Du immer im Bette hattest. Alle die Deinen lassen Dich schön grüßen, die Frau, der Sohn, das Mädchen und der kleine Franzl. Ich erzählte von Dir, daß Du oft an sie denkst und sie gern wiedersehen möchtest. Das möchten sie wohl auch, sagten Alle. Dein ältester Sohn sagte: Wir möchten den Vater wohl bitten, daß er uns nicht vergißt und nicht böse auf uns ist. Als ich ihnen Lebewohl sagte und fortfuhr, wollte Deine Frau den Wagen festhalten; es that ihr weh, ihn fortrollen zu sehen. Es geht ihnen gut, sie sind wohl und denken recht viel an Euch.

Um 1 Uhr verließ ich Zell und Eure heimathlichen Berge, es that mir weh, von dort zu scheiden, wo man mich überall so freundlich aufnahm, ehe man oft nur wußte, wer ich sei. Ein Jeder bewies mir Liebe und

Freundlichkeit dort und ich fühlte mich am wohlsten und heimischsten in diesem überaus fruchtbar schönen Thale inmitten von Euren Verwandten. Ueber Fügen bei Straß verließ ich das liebe Thal, noch so lange zurückblickend als möglich und betete recht für Euch und Eure dort weilenden Verwandten. Nun lebt wohl! Gott mit Euch Allen!

Betet für mich und denkt oft an Eure Freundin

Marie.“

Dabei schickt sie ein Bild von Zell mit und Tücher aus Zell für die Frauen – „weil in Euren Dörfern keine zu bekommen sind“ – und durch ihre Schwester Elisabeth von Hessen Blumen aus dem Zillerthale.

Wenn die Mitglieder der königlichen Familie ein solches Maß von Theilnahme für die eingewanderten Tyroler-Familien bewiesen, so wäre es wunderbar gewesen, wenn sich in den Herzen der Einwanderer nicht eine eben so lebhafte Theilnahme für Alles entwickelt hätte, was den König und die königliche Familie betraf, und sie erachten sich in der That als diesen besonders nahestehend. Und so sind sie denn gute Preußen geworden, bewahren als theuere Andenken die Briefe, die sie von ihren königlichen Beschützern erhalten haben, sind stolz darauf, daß 25 von ihnen den deutsch-französischen Krieg mitgemacht und fünf von ihnen das Eiserne Kreuz erhalten haben. Im Aeußeren unterscheiden sie sich, wie gesagt, wenig mehr von ihren altschlesischen Nachbarn, aber ihre süddeutschen Namen Oblasser, Fleidl, Lublasser, Fankhäuser, Degesser, Hechenleitner: etc. und ihre Tyroler Häuser bleiben immerhin eine in mehrfacher Beziehung interessante Erscheinung im Hirschberger Thale, und das Dasein der Kolonie bleibt ein ehrenvolles Denkmal für die Denkungsart des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Aufnahme der Tyroler fiel schon in die letzten Jahre seiner Regierung. Er starb am 7. Juni 1840 und wir schließen damit diesen Abschnitt unserer Erzählungen aus Hirschbergs Vorzeit.